Die Väter der Stadt.

Die Väter der Stadt.

Roman

von

Karl Wartenburg.

Zweiter Band.

Leipzig,
Fr. Ludw. Herbig.
1859.

Elftes Kapitel.

Während Hagen so, kaum zurückgekehrt in die Vaterstadt, zum Candidaten für die Bürgermeisterstelle aufgestellt wurde, saß er selbst, ohne von dieser Candidatur die geringste Ahnung zu haben, in seinem Zimmer in den drei Zeisigen und schrieb sein Gesuch um das Bürgerrecht.

Es war zehn Uhr Morgens.

Oppermann, der die Nacht bei seinem Freunde zugebracht, war schon fort zur Schule. Er hatte am Morgen dem Freunde, während des Kaffeetrinkens, sein Herz eröffnet und ihm das Geheimniß seiner Liebe zu Marie, des Bürgermeisters Nichte, mitgetheilt, zugleich aber auch die Besorgnisse, Befürchtungen und trüben Aussichten in die Zukunft. Hagen hatte ihm darauf innig die Hand geschüttelt,

und zu dem traurig vor sich Hinblickenden tröstend gesagt: „Nur muthig, Friedrich und den Kopf nicht verloren. Liebt Dich das Mädchen wahr und treu, so wird sie den Bewerbungen von tausend Catecheten trotzen; die Zeiten aber, wo man ein Mädchen mit Gewalt zum Traualtare schleppt, sind längst vorbei. Für solche Naturen, wie Marie eine zu sein scheint, giebt es überhaupt keinen Zwang. Nebenbei bemerkt, scheint mir der Bürgermeister auch gar nicht so viel Energie zu besitzen, um auf seine Nichte einen solchen Einfluß ausüben zu können."

„Wenn nur nicht zwingende Umstände vorhanden wären, die ihn nöthigten, die Bewerbung Schamvogels zu unterstützen."

„Zwingende Umstände? und welcher Art könnten diese sein?" Oppermann schwieg eine kleine Weile nachdenklich, dann sprach er:

„Marie ließ eine solche Aeußerung fallen .... doch sprach sie sich nicht deutlicher darüber aus."

„Eine etwas indiscrete Frage, Friedrich, die Du mir aber verzeihen wirst: hat Maria Vermögen?"

„So viel ich weiß, besitzt sie solches."

„Und ihr Vormund verwaltet es?“ —

„Weißt Du, Heinrich, ich habe mich nie um diese Dinge gekümmert. Ich erinnere mich nur, daß Marie gelegentlich äußerte, mehr im Scherze, als im Ernste, wenn ich einmal ihr Mann wäre, von meinem Amte suspendirt würde, so brauchten wir deshalb noch keine Noth zu leiden. Denn sie habe ein, bei der Landesbank angelegtes Vermögen, welches sie bei ihrer Verheirathung erheben könne. Doch warum fragst Du darnach?“

„O, es stieg so ein plötzlicher Gedanke in mir auf,“ sprach Hagen, mit dem silbernen Kaffeelöffel spielend, „Du weißt, man hat mitunter seltsame Einfälle, die auftauchen, ohne daß wir einen Grund für ihre Entstehung angeben können. . . Sprechen wir nicht mehr davon. Nur noch eins: weiß Mariens Vormund etwas von Deinem Verhältnisse zu seiner Nichte?“

„Bewahre,“ rief der Candidat mit bitterm Lächeln, „keine Ahnung hat er davon! Ein armer Freischulenlehrer, mit kaum zweihundert Thalern Gehalt, dabei im Consistorium schlecht angeschrieben, unter der vornehmen Gesellschaft als Apostel des Socialismus oder gar des Communismus verrufen

— ich glaube, der Herr Doctor würde aus der Haut fahren."

Hagen blickte mit ernster Theilnahme auf den Freund, bei dem wieder jener bittere, ironische Ton durchklang. Es drängte ihn, sich einmal mit dem Freunde darüber unumwunden auszusprechen.

„Daß Du nicht theilnahmlos den Bewegungen der vergangenen Jahre zugeschaut, weiß ich, Friedrich," sprach er, „aus deinen Briefen, ich fand das bei Deinen Ansichten und Gefühlen auch ganz natürlich. Daß Du in Folge dessen beim Consistorio schlecht angeschrieben bist, erfuhr ich von unserm ehemaligen Nachbar, dem Oekonom Möhring, einem braven verständigen Manne. Aber wie Du zu dem Apostelthum des Socialismus, oder gar des Communismus gekommen, ist mir ein wenig unklar, denn ich kenne doch hierin Deine Ansichten und weiß, daß Du ein Feind aller solcher utopischen Theorien bist."

„Das will ich Dir erklären, mein Freund," sprach Oppermann, bitter lächelnd, „es wird Dir Manches zugleich zur guten Lehre dienen können. Du kennst meine Ansichten über unser Volk und Land. Wir haben uns auf der Universität und später häufig

genug darüber ausgesprochen. Ich glühte für Deutschlands Größe, Freiheit, Wohlergehen. Einer bestimmten Partei gehörte ich, bis zu dem Jahre 1848, ebensowenig an, als Du. Unsere Partei war: Deutschland, seine Macht und sein Wohl. Da kam jenes Jahr. Dich traf es in den Sandwüsten Afrika's, unter den Beduinen — mich im Herzen Deutschlands. Ich war seit zwei Jahren jüngster Freischullehrer, hatte hundert und zwanzig Thaler Gehalt, verdiente mir noch Einiges durch Privatunterricht und lebte damit, wie das Sprichwort sagt, wie unser Herr Gott in Frankreich. Ich war an wenige Bedürfnisse gewöhnt und erübrigte jährlich noch so viel, daß ich in den zwei ersten Jahren funfzig Thaler auf der Sparkasse hatte. Ich schicke dies absichtlich voraus, um Dir zu zeigen, daß nicht eine Spur von Egoismus meine spätern Handlungen bestimmte."

„Weißt Du, Friedrich," unterbrach ihn hier Hagen ernst, „daß diese Versicherung, mir gegenüber, eine Beleidigung ist? Glaubst Du, ich könnte Dir so etwas zutrauen? Meinst Du, mir gegenüber auch einer Rechtfertigung zu bedürfen. . . O!" schloß er schmerzlich bewegt, „wie vergiften doch solche Zeiten selbst das reinste, beste Herz." Der Candidat schwieg auf

diesen Vorwurf einen Augenblick und sah stumm zur Erde nieder. Nach einer Weile aber sprach er:

„Das ist der Fluch, der an den Kämpfen unserer Zeit haftet. Und weshalb haftet er an ihnen? Weil wir nur allzuoft von der Höhe des Ideenkampfes herab in die Tiefe des Personenstreits steigen. Begeisterungsunfähig, nur dem Dienste der groben Materie lebend, wird es uns schwer, ja unmöglich, zu denken: ein Mensch könne ein Princip, eine Idee, eine Sache vertheidigen, aus reiner Ueberzeugung und Liebe zu dieser Idee! — Mit der Emsigkeit des blinden Maulwurfs durchwühlen wir Alles, um irgendwo einen selbstsüchtigen Beweggrund für seine Gesinnungs- oder Handlungsweise zu entdecken, wir ruhen nicht eher, als bis wir ein egoistisches Motiv aufgefunden, welches wir ihm unterschieben können und finden wir es endlich, dann schreien wir ebenso ein lautes ἑυρηκα! als Archimedes, da er seine berühmte Wahrheit fand. Und wir finden diesen Zug unserer Zeit nicht nur in der Politik, bei Aristokraten, wie Demokraten, bei den Legitimisten, wie bei den Constitutionellen und Republikanern, nein auf allen Gebieten, in den Künsten, wie in der Wissenschaft, in der Literatur, wie

im Leben. Es ist uns der Glaube an eine ideale Begeisterungsfähigkeit, ja überhaupt an ein uneigennütziges Parteinehmen für eine als wahr und gut erkannte Sache abhanden gekommen. Deshalb jene ewigen Verdächtigungen, welche die Herzen erbittern, vergiften und mit ihrem Schmutz den Glanz und die Reinheit der Sache selbst, um welche gekämpft wird, trüben ... Zürnst Du mir nun, Heinrich, daß ich jene Bemerkung meiner Erklärung vorausschickte?"

Hagen machte eine stumme Geberde, welche den Freund aufforderte, in seiner Auseinandersetzung fortzufahren und Oppermann erzählte weiter: „Mit dem Jahre 1848 trat jedoch die Nöthigung ein, sich einer bestimmten Richtung anzuschließen und dies that ich. Mein politisches Glaubensbekenntniß war in den Grundrechten enthalten, wie sie vom deutschen Parlamente in der Paulskirche zu Frankfurt beschlossen wurden, und von dieser Basis aus betheiligte ich mich an den Kämpfen der Zeit. Die eigentliche Verfassungsfrage, ob Monarchie, ob Republik war mir nebensächlich. Wenn uns nur die Einheit wurde — ob dieselbe durch einen deutschen Kaiser, König oder Präsidenten vertreten wurde, das war mir gleichgültig. In diesem Sinne schrieb ich für einige Zeitun-

gen, in diesem Sinne sprach ich zu dem Volke in den Vereinen und Versammlungen. Dabei machte ich manche Erfahrung. Bis daher hatte ich selten Gelegenheit gehabt, mit der Masse, mit dem Volke im engern Sinne zu verkehren. Jene Zeit brachte mich in nähere Berührung mit ihm. Ich entdeckte viel Gutes und viel Schlimmes. Mit bloßem dagegen Schreiben und Sprechen war nichts gethan. Auch war es mir immer ein trauriges, lächerliches Schauspiel, wenn ich sah, wie so Viele, welche von der Brüderlichkeit in Volksversammlungen und Vereinen sprachen, diese Bruderliebe nur par distance ausübten. Ich bebte vor Unwillen, wenn ich sah, wie sie sich scheuten, mit dem Arbeiter oder Bauer zu verkehren, und wie sie, trotz der großen Demokratenbärte, dem Heckerhute nnd der Cocarde, im Herzensgrunde eben so arge Vorurtheile hegten, wie die von ihnen angefeindeten Aristokraten."

„Es waren noch die Fetzen jenes vormärzlichen Demagogenthums," unterbrach ihn Hagen, „die an ihnen herumflatterten. Glaube mir's Freund, es wird, oben und unten, viel Komödie in der Welt gespielt. Dieses, Gottlob! nun wenigstens überwundene Demagogenthum der Jahre vor Acht und vierzig

war auch so ein Stück Komödie. Das Costüm des Demagogen, der zum wenigsten Doktor der Philosophie sein mußte, bestand in schwarzem Fracke, weißer Weste, Glacehandschuhen, Glanzlederstiefeln, Brille und extravaganter Haartour. Die Rolle des Demagogen: fortwährende Verkündigung des nahenden Völkerfrühlings, in ewiger Declamation gegen die Tyrannei, in ununterbrochenen Exclamationen über das Loos des armen, gedrückten Volkes, in beständigen Citationen Heine'scher und Herweg'scher Verse, und in einer leidenschaftlichen Vorliebe, schönen Gräfinnen und Baroninnen die Cour zu machen. Aber wehe dem armen Bruder aus dem Volke, der seine harte, von der Arbeit rauhe Hand in die behandschuhte des Völkerfrühlings-Herolds hätte legen, in einer brüderlichen Umarmung seine Blouse oder Jacke mit der weißen Piquetweste in Berührung bringen wollen, der Demagoge hätte auf der Stelle nach Gensdarmen und Polizei geschrieen, um den unverschämten Kerl auf die Wache bringen zu lassen . . . Das Amüsanteste aber war die Vertretung des Demagogenthums in der damaligen Romanliteratur. Hätte die Komödie nicht so viel Unheil angestiftet, man könnte sich daran gesund

lachen! Hilf Himmel! was waren die meisten jener Romane, in denen sich der Liberalismus jener Zeit Luft machte, für merkwürdige Erzeugnisse.

Durch irgend welchen Zufall wurde — so war gewöhnlich der Gang der Erzählung — ein solcher jugendlicher Demagoge ein Ausbund von Liebenswürdigkeit, in einen aristokratischen Salon eingeführt, wo ihn die vornehmen Frauen und Herren anfänglich wie eine Art wildes Thier betrachten, dem man sich nur auf Entfernung nähern darf. Allmählig aber schwindet die Scheu und in der Regel sind es die Frauen, welche ihren Abscheu zuerst überwinden und sich dem wilden Demagogen-Thiere nähern. Eine junge, reizende Gräfin oder Baronin übernimmt seine Zähmung. Der Demagoge aber wehrt sich seiner Haut. Er donnert gegen die Tyrannen, gegen den Uebermuth der Aristokraten, setzt sich plötzlich an das Piano und klimpert die Marseillaise oder summt: „das Volk steht auf, der Sturm bricht los,“ läßt aber sofort den Sturm verstummen, wenn die Bedienten den Punsch herumreichen. Denn der Demagoge, der stets für das hungrige, leidende Volk declamirt, ist ein leidenschaftlicher Liebhaber von Ananas-Punsch, Eis, Champagner, Pasteten, und

überläßt das Brod und die Kartoffeln dem hungrigen Bruder aus dem Volke. In den nächsten Kapiteln wird von den vornehmen Frauen und Herren und dem wilden Demagogen, allerlei politischer und unpolitischer Nonsens geschwatzt und das Ende vom Liede ist, daß der Demagoge entweder mit einer der Damen durchgeht, oder sie als eheliches Gemahl heimführt.

O Friedrich!" und der spöttische Ton, in welchem Hagen bis daher gesprochen, verwandelte sich in einen zornigen, „ich habe einen so tiefen Ekel vor dieser Jämmerlichkeit, vor dieser hohlen Lüge, dieser Komödie, die man im Namen der Freiheit und des Vaterlandes aufgeführt, daß mich oft der Gedanke anwandelte, unserer europäischen Welt für immer ein Lebewohl zu sagen, und mein Zelt in irgend einem fernen, fremden Erdtheile aufzuschlagen. Besonders auf der Rückreise nach dem Vaterlande kam ich oft auf den Gedanken . . . Doch ich finde, Gottlob, daß hierin wenigstens eine Besserung eingetreten, und daß die Zeiten jenes komödienhaften Demagogenthums für immer vorbei sind."

„Schlimm nur," sprach Oppermann, „daß die Lüge in so vielartigen Gestaltungen auftritt. Da

lebt hier ein reicher Justizrath, Hahn heißt er . . . Der Mann war früher in Staatsdiensten, nahm aber plötzlich seine Entlassung. Wie man sagt, war die Ursache gekränkter Ehrgeiz, er war wohl bei einer Ordensverleihung übergangen worden. Im Jahre 48 schloß er sich der demokratischen Partei an. Er war aber so vorsichtig, dies in einer Weise zu thun, die ihm keine Ungelegenheit bereiten konnte. Seine Betheiligung bestand nämlich darin, daß er sich zum ausschließlichen Wohlthäter und Unterstützer aller Flüchtlinge aufwarf, Collecten für sie veranstaltete, und Schilderungen ihres Elendes in der Zeitung zum Besten gab. Kann es etwas Edleres geben, als für Verfolgte und Verbannte Gaben der Liebe sammeln? Gewiß nicht. Aber wenn man es thut, um dadurch in der Leute Mund zu kommen, seinen Namen gedruckt und gepriesen zu sehen, so ist es auch eine Komödie, die uns verletzt. Indessen alles hat sein Ende, und so hörten denn auch diese Sammlungen auf. Gerade vor einem Jahre nun kam der alte Dübois zu mir und schilderte mir seine Noth und Verlegenheit. Ich borgte ihm so viel als ich gerade hatte, aber das reichte noch nicht, es fehlten ihm immer noch funfzig Thaler. Ich rieth ihm, zum

Justizrath Hahn zu gehen. Er that es. Und was antwortete ihm dieser? Es thäte ihm herzlich leid, er würde ihm gerne helfen, wenn er könne, er wüßte ja, daß er für die Flüchtlinge auch überall gebettelt, aber die Beträge kämen jetzt so schlecht ein, das theure Leben erfordere so viel Geld, kurz er solle in vier Wochen wieder nachfragen. Der alte Dubois hatte genug daran. Er empfahl sich dem reichen Herrn Bettler und bat ihn, seine Bitte als nicht geschehen zu betrachten. Freilich," setzte der Candidat bitter hinzu, „diese Unterstützung konnte ja nicht öffentlich in den Zeitungen einregistrirt werden, für diese erhielt er ja keine Dankbriefe, wie sie ihm von den Flüchtlingen geworden, und die er dann abdrucken ließ."

Hagen hatte sich während der Erzählung seines Freundes erhoben und war gedankenvoll in der Stube auf- und abgegangen.

„Die Lüge ist die schlimmste Krankheit unserer Tage —" sprach er, als Oppermann geendigt, „und eine gründliche Besserung aller unserer Verhältnisse wird auch nicht eher eintreten, als bis alle das Komödienspiel, welches jetzt überall in der Gesellschaft, in den Künsten, wie in der Wissenschaft sich breit

macht, hinweggefegt ist. . . Doch Du erwähntest den alten Düböis, — wie geht es ihm jetzt?"

„Schlimm genug. In den letzten Monaten habe ich ihn selten gesehen. Er geht nur noch ins Gymnasium, um die Stunden abzuhalten, sonst sieht man ihn nirgends — du wirst ihn kaum wieder erkennen."

„Ich werde ihn in den nächsten Tagen besuchen. Ich habe einen Ueberschuß von einigen hundert Thalern in meiner Reisechatoulle, und wenn dem alten damit geholfen ist, so will ich sie ihm gern leihen. Kann er sie später zurückzahlen, ist es gut, kann er es nicht, so schadet es auch nichts."

„Die selbstbewußte Sprache des Reichen," sprach der Candidat lächelnd.

„Des Reichen? Nein wahrlich nicht, Friedrich, denn die paar tausend Thaler, die ich von meinem väterlichen Erbe noch besitze, können doch sicher nicht als Reichthum gelten. Nein, aber die Sprache des Bewußtseins, daß ich, so lange ich gesund bin, immer so viel haben werde, als zum Leben gehört."

„Das klingt recht schön, wenn es auch in Praxis sich etwas anders gestaltet. Gesetzten Falls, Du könntest keine Deinem Berufe entsprechende Wirksam-

keit finden, hättest demnach auch keinen Erwerb, was würdest Du anfangen."

„Das erste Beste, was mir unter die Hände käme, Freund; könnte ich mir meinen Erwerb nicht mit der Feder oder durch den Lehrstuhl verdienen, als die beiden Mittel, auf welche ich, meinem Beruf gemäß, zunächst angewiesen bin, so würde ich es mit Hacke und Schaufel versuchen.

Du machst große Augen und findest diese Begriffe vielleicht etwas yankee-artiger Natur, aber es ist meine ernstliche Ueberzeugung. Eher mit Hacke und Schaufel arbeiten, als faullenzen oder Almosen nehmen. Ich finde überhaupt nichts lächerlicher, als das in unserer europäischen Gesellschaft herrschende Vorurtheil, daß Einer eher verhungern müsse, als daß er eine Stufe niedriger herabsteigen und sich sein Brod mit einer — der Meinung der Menge nach — geringeren Berufsarbeit verdienen dürfe. In Amerika würdest Du bald andere Ideen annehmen. Dort giebt es eine Menge Barone und andere Edelleute aus allen Ländern der Christenheit, welche die Eisenbahnen und Straßen für Bruder Jonathan mit bauen helfen. Es ist eine sehr zweckmäßige Arbeit für diese Herren. Doch Du bist ganz

von Deinem ursprünglichen Thema abgekommen, mir eine Erklärung darüber zu geben, wie Du in den Geruch gekommen, ein Apostel des Socialismus zu sein."

„Deine Schilderung des vormärzlichen Demagogenthums brachte uns davon ab," fuhr Oppermann fort. . . „Ich sah also, daß, wenn wir eine Läuterung der niederen Volksklassen, besonders des ärmeren Handwerkerstandes, bei dem sich noch eine Menge trefflicher Elemente vorfinden, bezwecken wollten, wir in innigeren, persönlichen Verkehr mit den Leuten treten müßten. Aus diesem Grunde zog ich auch in meine jetzige Wohnung. In Mitten der Armuth, des Unglücks und der Noth schlug ich mein Zelt auf. Ich verkehrte mit den Leuten, besuchte die Kinder, von denen einige in meiner Klasse saßen, und that so Einblicke in das häusliche Leben dieser Armen, die mir als Lehrer von großer Wichtigkeit waren. Aus diesem Grunde also, meines Verkehrs mit diesen armen Leuten halber, taufte man mich zu einem socialistischen Apostel. Doch nun Adieu, Heinrich, es ist jetzt höchste Zeit, daß ich gehe, wann sehen wir uns wieder."

„Fürs Erste," sprach Hagen, „will ich mein Gesuch an den Stadtrath schreiben und dann — aus

Schicklichkeitsrücksichten — einen Besuch im Geroldschen Hause machen. Heute Mittag aber kannst Du mein Gast sein und Herrn Wachtels Küche erproben."

„Schicklichkeitsrücksichten halber," lächelte der Candidat, die Hand an dem Thürdrücker, „wohl um Dich zu erkundigen, ob der Feuerlärm die Damen sehr alterirt, besonders Frau von Stern. . . Sieh', sieh', wie roth Du wirst! Hüte Dich, Heinrich, daß Du da nicht ein Stück von Deiner Freiheit einbüßest. Von der Nebenbuhlerschaft, die Dir in Herrn Dr. Augustin Schönefeld, Redacteur des „Zeitalters" und Herrn Hofschauspieler von Buchen droht, gar nicht zu sprechen."

„Ach, was fällt Dir da ein?" lächelte Hagen, nicht ohne einige Befangenheit.

„Du wirst verlegen, Heinrich —" sprach Oppermann, „nun, sträube Dich nur nicht, auch Deine Stunde wird schlagen, auf Wiedersehen."

Er ging. Hagen schritt im Zimmer auf und ab. Unwillkührlich blieben seine Gedanken bei den letzten Worten des Freundes haften, und das Bild der jungen Wittwe trat in lebhaften Farben vor sein Auge.

Er hatte kaum ein paar Worte am gestrigen

Abend mit ihr gewechselt und auch sie war wortkarg und einsylbig gewesen, und dennoch hatte ihm diese junge Frau ein größeres Interesse eingeflößt, als alle ihres Geschlechts, mit denen er bis jetzt in Berührung gekommen.

„Narrenspossen," sprach er endlich, sich gewaltsam aus den Träumereien aufraffend, „als ob ich jetzt Zeit hätte, an Weiber und ähnliche Dinge zu denken — Sophokles!"

Der Neger erschien.

„Gieb diesen Zettel Herrn Wachtel."

Er ging und kam gleich darauf mit einem gedruckten Exemplare der neuen Gemeindeordnung zurück.

Hagen studirte eifrig die einzelnen Paragraphen, dann schrieb er das Gesuch, kleidete sich an und ging aufs Rathhaus. Nachdem er hier sein Schreiben abgegeben, ging er nach der großen Blumenstraße, wo Herr Gerold wohnte. Im Vorzimmer sagte ihm der Bediente, daß Herr Gerold mit seiner Frau ausgefahren sei. Hagen wollte darauf sich wieder entfernen, als sich die Thüre des kleinen Besuchssalons öffnete, und Frau von Stern auf der Schwelle erschien. Gegenseitige Verbeugung, Be-

grüßung und die Bitte, in den Salon einzutreten, ihr Schwager und ihre Schwester würden bald zurückkehren.

„Wir wurden gestern Abend," begann Hagen, nachdem er der jungen Frau gegenüber Platz genommen, „von dem Horne des Feuerwächters auseinander geblasen und als der Lärm vorüber, war es schon so spät, oder vielmehr so früh, daß wir unmöglich zu Ihnen zurückkehren konnten."

„Sie würden uns schlafend gefunden haben," lächelte Herrn Gerold's Schwägerin, „wir legten uns, als wir erfuhren, daß keine größere Ausdehnung des Brandes zu besorgen, zu Bette und träumten, während Sie sich," und sie deutete dabei, noch immer lächelnd, auf einige Zeitungsblätter, „Ruhm und Lorbeeren sammelten."

„Ruhm und Lorbeeren?" wiederholte, nicht ohne einen Anflug leiser Verwunderung, Hagen, „wie soll ich das verstehen, gnädige Frau?"

Ein leichter Schatten flog über die weiße und klug aussehende Stirn der jungen Wittwe.

„Nennen Sie mich Frau von Stern, aber nicht gnädige Frau — ich kann das Wort nicht ausstehen."

„Sie haben vielleicht der Bezeichnung einen an-

dern Sinn untergelegt, als ich, gnädige Frau — Sie müssen mir das Wort wohl noch einmal erlauben. Und um Ihnen einen Beweis meiner Offenherzigkeit zu geben," fügte Hagen mit scherzender Galanterie hinzu, „so will ich Ihnen gestehen, daß es mein heißester Wunsch ist: alle liebenswürdigen und klugen Frauen wären mir gnädig."

Frau von Stern heftete einen raschen, forschenden Blick auf Hagen und entgegnete dann lächelnd, doch sichtlich etwas kälter und in zurückhaltenderem Tone:

„Man sollte glauben, Sie kämen eher aus Paris, als aus den Ländern des Morgenlandes, aus Beduinenzelten und Negerhütten."

„O! die Araber sind nach ihrer Weise ein höchst ritterliches und galantes Volk uud durchaus nicht so unhöflich und uncivilisirt, als Viele in Europa glauben. . . Aber, um wieder auf Ihre Aeußerung zu kommen, was meinten Sie damit — gnädige Frau?"

„Wie eitel doch sammt und sonders diese Herren der Schöpfung sind," sprach lächelnd, doch nicht ohne einen Anflug leisen Spottes, Frau von Stern, „Sie haben gewiß, noch bevor Sie den Morgen-

kaffee getrunken, das Tageblatt mit hastiger Eile durchflogen, um den Weihrauch, den man Ihnen darin streut, mit demselben Wohlgefallen einzusaugen, mit welchem die alten Götter den Dampf von einer Hekatombe Opferstiere einsogen."

„Aber ich weiß wahrhaftig nicht, was Sie meinen," versicherte Hagen mit so unverhüllter Verwunderung, daß jeder Zweifel an der Wahrheit seiner Betheurung schwinden mußte, und griff dabei nach dem bezeichneten Zeitungsblatt, „Sie spannen mich auf die Folter."

„So lesen Sie da," sprach Frau von Stern und tippte mit der Spitze ihres Zeigefingers auf jene Stelle im Extrablatte der „Stadt- und Landtrompete," deren Inhalt in der Bierstube zu den drei Zeisigen vorgelesen worden war. „Ah so," sprach er lächelnd, nachdem er gelesen, das Blatt bei Seite legend, „jetzt begreife ich Ihre Anspielung. Nein Frau Baronin," lächelte er, „für dieses Mal thaten sie einem Herren der Schöpfung Unrecht. Ich hatte das Blatt noch nicht gelesen. Uebrigens," setzte er mit einem treuherzigen Ausdruck hinzu, der Frau von Stern angenehm berührte, „übrigens kann ich Ihnen versichern, daß, wenn sich irgendwo das Sprüchwort:

viel Geschrei und wenig Wolle, anwenden läßt, dies hier der Fall ist. Meine ganze vielgerühmte Thätigkeit bestand darin, daß ich eine Wasserkette bildete und einem Spritzenmeister den Rath gab, eine Schlauchspritze hinauf auf einen Boden zu leiten."

Das Rollen eines leichten Wagens, der die Straße herab fuhr und vor dem Hause stillhielt, schnitt die Antwort der Frau von Stern ab. Sie warf einen Blick hinunter. „Ah! mein Schwager, meine Schwester und Herr Doktor Schönefeld." Gleich darauf öffnete sich die Salonthür, und Herr Gerold trat mit seiner Frau und dem Doktor herein.

„Das trifft sich prächtig," lachte Gerold, Hagens Hand herzlich drückend, „da können wir Ihnen sofort unsere Gratulation abstatten, Herr Bürgermeister in spe . . . Nun, was sehen Sie mich so erstaunt an, — sein Sie froh, daß Sie so ohne Vorwürfe wegkommen, Sie Schalk — thaten Sie doch noch gestern Abend, als wüßten Sie kein Sterbenswörtchen davon. Aber das nenne ich Glück! Kaum angekommen, und schon Aussicht auf die höchste Magistratur."

„Der Herr Doktor kann, wie Cäsar von sich

sagen: Veni, vidi, vici," sprach der Redakteur des Zeitalters, indem er sich in graciöser Stellung an einen Seitentisch lehnte, und dabei Frau von Stern zärtlich-eifersüchtige Blicke zuwarf, die von der jungen Frau leider nicht bemerkt wurden, „kaum aus dem Sand der Sahara und den Geheimnissen des inneren Afrika's zurückgekehrt, wird er auf dem Schild der Volksstimme als Bürgermeisterkandidat unserer Residenzstadt ausgerufen."

„Meine Herren," sprach Hagen, nicht ohne einige Empfindlichkeit in Stimme und Miene, „wenn wir im Fasching lebten, so könnte ich mir solchen Scherz erklären, so aber muß ich fast vermuthen, daß die Herren beim Frühstück zu reichlich aus jener Quelle geschöpft, aus welcher zuweilen an Erfindung und Phantasie banquerotte Künstler sich Begeisterung und Inspiration holen."

Herr Gerold, Hagens Empfindlichkeit bemerkend, glich als gewandter Mann die Dissonanz auf die beste Weise aus: „Mon dieu, Elise!" rief er mit tragikomischer Geberde, die Hände zusammenschlagend, „in welchem Verdacht hat uns der Herr Doktor! Er denkt, Herr Doktor Schönefeld und ich sind kneipen gewesen! Auf Parole, Herr Doktor,

außer einer Tasse Kaffee, ist keine andere Flüssigkeit über meine Lippen gekommen. Der Herr Doktor da," und er deutete auf den Redakteur, der sich in seinen glanzledernen Stiefeln spiegelte, „ist noch unschuldiger; er hat draußen im Schweizer-Pavillon zwei Becher Molken getrunken! Denken Sie sich jetzt, im Spätherbst noch Molken!"

„Ich leide an Brustschwäche," lispelte der Redakteur des Zeitalters mit Affectation. „Aber wissen Sie in der That nichts von Ihrer Candidatur für das Bürgermeisteramt," fuhr Herr Gerold ernster fort.

„Ich weiß nicht, soll ich lachen oder mich ärgern," antwortete Hagen, „was ist es mit der Bürgermeister-Geschichte."

„Erzählen Sie, Doktor," sprach der Hausherr, sich zu dem Redakteur wendend, „Sie sind mein Gewährsmann."

„Ich trinke täglich früh, zwischen zehn und eilf Uhr, in dem Schweizer-Pavillon Molken. Wie ich heute im Pavillon sitze, nähert sich mir ein Bekannter, der Assessor von Pleitenberg und frägt mich, ob ich den Doktor Hagen, den neuen Bürgermeisterkandidaten, kenne. Sie können sich mein

Erstaunen denken. Den Dr. Hagen wiederhole ich, den Reisenden?" „Derselbe," antwortet er mir. „Ich habe es so eben von meinem Chef, dem Kreisrathe von Spitzkopf, der sehr alterirt über die Nachricht war."

Beim Nachhausegehen treffe ich Herrn Gerold, der mich auffordert in seinen Brougham zusteigen, und so kommen wir hier her, treffen Sie, beeilen uns, Ihnen unsere Gratulation abzustatten, die Sie mit so verdrießlicher Miene annehmen."

„Gewiß, Herr Doktor," lächelte Frau Elise, die Gattin des Banquiers, „Sie sind ein Undankbarer, die Ueberbringer einer so angenehmen Botschaft so übel zu empfangen."

„Gegen diesen Vorwurf, Elise, muß ich Herrn Hagen in Schutz nehmen," fiel lächelnd ihre Schwester ein. Erst habe ich ihm eine Ueberraschung bereitet, und nun kommt Ihr und bringt ihm eine noch wundervollere Mähr.—" „Eine Mähr! das ist der richtige Ausdruck," rief Hagen, nun auch lachend, „die man dem Herrn von Spitzkopf aufgebunden. Ich wenigstens weiß kein Sterbenswörtchen von dieser Candidatur."

„Und würden Sie dieselbe ablehnen, wenn sie

Ihnen angeboten würde?“ frug Herr Gerold, indem er Hagen forschend betrachtete, „denn etwas muß doch an der Sache sein; so rein aus der Luft gegriffen kann das Gerücht doch unmöglich kommen. Und wenn ich nicht irre, ahne ich zwischen diesem Zeitungsartikel“ und er deutete auf das Extrablatt der Stadt- und Landtrompete, „und Ihrer Candidatur eine Art Zusammenhang.“

Noch ehe Hagen eine Entgegnung geben konnte, fiel der Redacteur des Zeitalters mit nachfolgender Aeußerung ein:

„Wie? Herr Gerold, glauben Sie wirklich, daß Herr Doktor Hagen sich in das ekle Treiben der Parteiungen stürzen, daß er als Candidat für ein öffentliches Amt auftreten wird? In einer Zeit, wo sich die Edelsten und Besten der Nation von der Betheiligung an den öffentlichen Angelegenheiten zurückziehen, und wo das Wort: beatus ille, qui procul a negotiis, ein goldner Wahlspruch ist? Für den, der öffentlich wirken will, giebt es jetzt nur ein Feld, das der Kunst und Wissenschaft. Hier eröffnet sich ihm eine weite Kampfbahn, auf diesem Boden kann der Mann“ und der Redakteur des Zeitalters warf sich bei diesen Worten in die

Brust, „noch Thaten verrichten. Eine neue Aera für die Künste muß eröffnet werden. Von ihnen nur kann die Reformation unserer Zustände ausgehen. Die Bücher, die Musik, die dramatische Dichtung, die Novellistik, die Romandichtung, die Malerei und die Bildhauerkunst, wie die Architektur, sie bedürfen sammt und sonders einer Umgestaltung, und ist diese erst vollendet, dann wird es auch mit dem Staate anders werden. Vor Allem betrachte ich die Bühne als ein bedeutendes Mittel zur Hebung und Stärkung unserer zerfallenden Verhältnisse, und in einer der nächsten Nummern des „Zeitalters" werde ich meine Ansichten über den jetzigen Zustand der deutschen Bühne, über ihren Verfall, ihre Hebung und über das bedeutende ihr inwohnende culturhistorische Moment auseinandersetzen."

„Darin stimme ich ganz mit Ihnen überein, Herr Doktor," sprach der, während der Rede Schönefelds in den Salon getretene Herr von Buchen, der erste Liebhaber an der neuerrichteten Hofbühne, „die weltbedeutenden Bretter sind es, von denen aus die Welt reformirt werden muß. Indem wir dem Publikum die Gebilde des Großen und Schönen,

wie des Häßlichen in unmittelbarer Natürlichkeit vorführen, indem wir etwas von jenem Pathos, der in den unsterblichen Dichtungen unserer großen Dramendichter weht, in die Brust der Zuhörer pflanzen, ziehen wir die Seelen von dem Getriebe des alltäglichen Lebens ab, verleihen ihnen einen höheren Aufschwung und machen sie empfänglich für alle großen und erhabenen Ideen der Freiheit, des Vaterlandes, der allgemeinen Menschenliebe . . . Glauben Sie mir, auch ich glühe für die höchsten Interessen der Menschheit, auch ich bin dafür begeistert, aber ebenso ächt wie meine Begeisterung, ebenso fest ist auch meine Ueberzeugung, daß nur durch die Kunst eine Besserung unserer Zustände eintreten kann. Alle diese politischen Kämpfe und Streitigkeiten, diese langweiligen und schwerfälligen Wahlgeschichten, Parlaments- und Kammerverhandlungen, dieser Streit um allgemeines oder beschränktes Wahlrecht, um geheime oder öffentliche Abstimmung, um Selbstregierung der Gemeinden, und wie nun diese Dinge alle heißen mögen, führen zu keinem Resultat, sie verbittern und verstimmen. Nur die Kunst kann die großen, schwebenden Fragen der Zukunft und der Menschheit versöhnend lösen."

Herr von Buchen hatte nicht ohne einigen Pathos, der dem Mimen immer anhaftet, gesprochen, und blickte mit einer gewissen Zuversicht auf Hagen, der ruhig den Auslassungen des Redakteurs, wie des Schauspielers zugehört hatte. Herr Gerold sah sinnend durchs Fenster auf die Straße, und die Frau vom Hause, sowie ihre Schwester, blickten gespannt auf Hagen, dessen Entgegnung erwartend.

Hagen ließ sie nicht lange harren. Er antwortete ernst, doch in ruhigerem Tone, als die beiden Sprecher vor ihm: „Meine Meinung und Ansicht ist allerdings von der Ihrigen wesentlich abweichend. Die Candidaturgeschichte erscheint mir noch immer zu sehr als ein schlechter Scherz, um mich ernstlich darüber auszusprechen. Sollte indessen wirklich ein derartiger Antrag an mich gelangen, so ist es leicht möglich, daß ich die Candidatur annehmen werde. Denn ich gehöre zu denen, welche da glauben, daß eine längere gänzliche Enthaltung eines großen Volkstheils von der Beschäftigung mit den öffentlichen Angelegenheiten immer und zu jeder Zeit ein großes Unglück ist, das nur mit dem Vorfall der staatlichen Ordnung endigen kann. Unter Umständen mögen Pflicht, Ehre und Gewissen dem Einzelnen ein zeit-

weiliges Zurückziehen von den Interessen, die Jeden von uns als Glied einer staatlichen Gemeinschaft berühren, gebieten, aber die von Vielen jetzt gepredigte vollständige Gleichgültigkeit, den öffentlichen Zuständen gegenüber, halte ich für ebenso unzweckmäßig, als gefährlich, und zwar für jede Partei und Richtung innerhalb des Staates. . ."

„Aber wo finden Sie einen würdigen Spielraum für die Betheiligung an den öffentlichen Angelegenheiten?" unterbrach ihn Herr von Buchen, „seitdem die Thüren der Paulskirche dröhnend hinter den letzten Parlamentsabgeordneten in's Schloß fielen, ist ja Jedem, der nicht den Frack des Diplomaten trägt, die Betheiligung an den öffentlichen Angelegenheiten unmöglich. Oder meinen Sie, daß man sich in die Ständeversammlungen unserer großen und kleinen Staaten wählen lassen soll, um mit wenig Witz und viel Behagen in wochenlangen Debatten über Jagdgesetze, Steuerbefreiungen, Ablösungsgelder, Städteordnungen, Runkelrübenzuckersteuer, Justizreform und andere Dinge zu sprechen? — O! wo sind die Tage der Paulskirche hin, jene Tage voll Gluth, Schwung, Begeisterung. Noch höre ich die Stimme eines Voigt, Simon, Vinke, Lichnowsky, Blum,

Welker, und wie alle diese Größen unserer deutschen Nationalversammlung hießen. Diese blendende, von Esprit übersprudelnde, übermüthige Beredsamkeit des Fürsten Felix, diese geistvolle, sarkastische Weise Voigt's, diesen Pathos Welker's, die hinreißende Kraft Simon's und die derbe, kaustische Art Vinke's! Ich war damals noch sehr jung und am Stadttheater zu Frankfurt engagirt, aber ich fehlte in keiner Sitzung. Ich gehörte keiner Partei an, aber ich bewunderte die glänzenden Redner aller Parteien dieser Versammlung, in deren Händen eine Zeitlang das Geschick unseres Vaterlandes, vielleicht das Europa's lag. Tempi passati."

Hagen hatte von Buchen's Rede aufmerksam zugehört, wie er denn überhaupt zu jenen Menschen gehörte, die — eine seltene Tugend heut zu Tage — auch den Andern reden lassen, und zu hören verstehen. Dann aber entgegnete er Folgendes:

„Ich war zu jener Zeit nicht in Deutschland, und kann demnach nur nach den Berichten in den Zeitungen und mündlichen Erzählungen mir eine Anschauung über diese Zustände bilden, aber soviel wird mir wenigstens aus Ihren Aeußerungen klar, daß

das Schöne, das Glänzende, das Aufregende Sie mehr bestochen hat, als das wirklich Nothwendige, Nützliche. Ich gebe es Ihnen zu, daß es viel interessanter sein mag, in einem Parlamente glänzende Reden über hohe Politik, über internationale Beziehungen, über große Principien zu hören, als den Verhandlungen einer Kammer über Gemeindeordnung, Steuerfragen und Ablösungsgesetzen beizuwohnen, allein eingreifender in unsere staatlichen Verhältnisse sind sicher diese langweiligen Kammerverhandlungen, wie Sie dieselben nannten, als jene europäischen Reden, über die man nur zu sehr das wirkliche Handeln vergaß, sich immer noch mehr mit dem Wort, als mit der That begnügend.

Es ist richtig, wir können jetzt nicht mehr über Ungarn, Italien, oder die französische Republik, über den Waffenstillstand von Malmö discutiren, wir haben keinen Stoff zu interessanten Interpellationen mehr, wir können auch nicht durch einen kühnen Griff einen Reichsverweser für Dentschland aufstellen, aber wir können trotzdem in unsern Kreisen und auf dem uns gebliebenen, beschränkten Gebiete gar Manches wirken und schaffen. Ich habe heute Morgen die hiesige Gemeideordnung durch-

gelesen und dabei gefunden, daß dieselbe eine Menge tüchtiger Elemente enthält. Meines Erachtens nach, ist aber in neuerer und neuester Zeit von Seiten der deutschen Bürger dem Gemeindeleben und dem Gemeindewesen nicht jene Aufmerksamkeit geworden, die es so sehr verdient. Ihre Blicke waren, statt auf das Rathhaus der eignen Stadt, nach Berlin, Wien, Paris, Frankfurt, London gerichtet. Und ich glaube fast, daß die so traurig verlaufene Bewegung der letzten Jahre, einen viel anderen, für Fürsten, wie für das Volk, erfreulicheren Ausgang genommen, wenn wir durch ein regeres, auf den Grundsätzen der Selbstregierung gegründetes Gemeindeleben darauf vorbereitet gewesen wären. Wie sich die politischen Leiden, von welchen die romanischen Völker in neuerer Zeit heimgesucht worden, zum großen Theil aus dem Mangel einer freien Gemeindeverfassung datiren, wie vor Allem Frankreich durch seine Centralisation, die dem Selbstregimente der Commune gar keinen Spielraum gewährt, in jene unsichere, schwankende Lage gebracht wird, die es uns unmöch macht, nur mit einiger Wahrscheinlichkeit den endlichen Ausgang der Dinge dort zu bestimmen, so erblicke ich einen großen Theil jener

Zukunft, welche die deutschen Völker haben, in der Entwickelung eines freien Gemeindewesens, gegründet auf den Grundsatz der Selbstregierung, und ebenso entfernt von dem engherzigen Spießbürger= und Kastengeiste, der in den letzten Jahrhunderten in den Gemeindewesen der deutschen Reichsstädte herrschte, als fern von dem französischen Municipalthum, welches genöthigt ist bei jedem Schleusen= oder Schulbau, bei jeder neuen Straßenbeleuchtung oder Löschanstalterrichtung durch den endlosen Instanzenzug, der beim Adjunkten des Unterpräfekten beginnt, und im Ministerium des Innern endigt, um die gütige Erlaubniß anzufragen. Und deshalb könnte es möglich sein, daß ich auch, falls man mich zum Candidaten aufstellt, diese Candidatur nicht unbedingt zurückweise." Herr Gerold reichte Hagen die Hand und drückte sie ihm herzlich.

„Sie haben da Dinge angedeutet, die mir vom höchsten Interesse sind, und hoffentlich findet sich bald eine Gelegenheit, wo wir darüber unsere Ansichten näher austauschen können. Meine Stimme übrigens, darauf können Sie bauen, haben Sie."

„Ich halte Sie beim Worte," scherzte Hagen aufstehend und nach seinem Hute greifend.

Er grüßte die Herren und empfahl sich den beiden Damen. Frau von Stern blickte ihm dabei so warm in die Augen, daß Hagen, als er auf der Straße die kalte Luft seine heiße Stirn kühlen fühlte, zu sich selbst sprach: „Sei auf der Hut, Heinrich — oder diese Frau zwingt Dich unter's Joch, wenn Sie mich nämlich mag,“ setzte er lächelnd hinzu. Und er ging nach seinem Gasthofe, wo er sich einschloß, um einige Stunden ungestört an seinem Reisewerke zu arbeiten.

Zwölftes Kapitel.

Was trieb heute, zum Sonnabende, den flachshaarigen Lehrburschen des Schnitt- und Materialwaarenhändlers Christian Pfeiffer, trotz Regen, Wind und Schneegestöber durch die schmutzigen Straßen der Stadt? Auf dem Markte, in der Teich-, in der Wallstraße, in den Vorstädten, überall erblickte man diesen hellblonden Jungen mit dem rothen Gesichte und den erfrorenen, blaurothen Händen, den

Leib in einen Kalmuckrock gehüllt und das Haupt mit einer breiten, kuchendeckelartigen Mütze bedeckt. Mahnte er lässige Kunden? oder trug er schon Neujahrsrechnungen, hätten wir bald gesagt, wenn wir uns nicht erinnert, daß es erst Spätherbst uud noch sieben bis acht Wochen vergehen konnten, ehe Neujahr ins Land kam. Nichts von Alle dem. Der Lehrling August diente heute höhern Zwecken! Heute durfte er nicht der eingebildeten Kreisrathsköchin, die immer mit dem Commis coquettirte, ohne ihn eines Blickes zu würdigen, Raffinade und Rosinen abwiegen, heute brauchte er nicht dem übermüthigen Tischlergesellen, der den blauen Montag feiern wollte, einen Häring aus der Tonne zu holen, heute mußte er nicht dem aufgeblasenen Schneidermeister Fips, der wie ein Ballettänzer über die Straße hüpfte, und Vatermörder, steif und weiß wie ein reicher Engländer trug, ein paar Ellen Futterkattun abschneiden; heute endlich mußte er nicht den groben Fuhrleuten einen Spanisch-Bittern oder Kirschwasser einschenken, nein! heute diente August höhern Zwekken. Er trug eine schriftliche, von seinem Prinzipale und dem ehemaligen Polizeiherrn Drossel unterzeichnete Einladung an die früheren Stadtverord-

neten und Rathsherren der Hauptstadt, an die Gevattern und Vettern der beiden Hauptstützen der alten Magistratspartei: sich heute Abend 7 Uhr im „Grünen Jäger," behufs einer, die bevorstehende Wahl betreffende, Besprechung, einzufinden. Höher hob sich Augusts Brust unter dem von Regen und Schnee nassen Kalmuckrocke und mit stolzer Selbstzufriedenheit des Tages gedenkend, an dem er Commis werden würde, zündete er sich eine Cigarre an, die er aus der Tiefe seiner Rocktasche hervorholte. Stolz schritt er einher, die Cigarre zwischen den Lippen, die rothen Hände in den Seitentaschen des Kalmuckrocks verborgen. Was hätte er darum gegeben, so mit der Cigarre zwischen den Zähnen über den Hauptmarkt gehen zu können, vielleicht an dem Säuberlich'schen Ausschnitt-Geschäfte vorüber, wo die geschniegelten und gebügelten Lehrlinge ihn stets mit so hochmüthiger Miene betrachteten, wenn er drüben im Laden eine Häringstonne aufschlug, oder gar mit der Kaffeetrommel bewaffnet, sich dem friedlichen, aber russig-färbenden Geschäfte des Kaffeebrennens hingab? Wie hatte er in solchen Momenten den schmutzigen Eigennutz seines Prinzipals verwünscht, der sich nicht mehr mit seinem frühern

Ausschnitt-Geschäfte begnügend, auch eine Material- und Colonialwaarenhandlung eröffnet hatte. Die freilich drüben hatten es besser. Die konnten den ganzen Tag hinter dem Ladentische bleiben, ruhig wartend, bis eine elegante Dame Etwas zu kaufen wünschte, die konnten ihr zierliches, gekräuseltes Haar in unversehrtem Zustande erhalten, und brauchten weder Schröpfköpfe noch Talg für die Hände, er aber mußte bald in der Niederlage herumkriechen, bald Pfeffer stoßen, Tüten kleistern, Zucker zerschlagen, oder gar in der engen russigen Küche Kaffee brennen!

Und nun durfte er nicht einmal mit brennender Cigarre vor jenen unverschämten, hochmüthigen Ausschnittern vorübergehen, und ihnen seine Entrüstung und Verachtung ins Gesicht blasen. Denn er verachtete sie, er verachtete diese „Nichts- als Ausschnitter" aus tiefstem Herzensgrunde, nachdem er von seinem ersten Commis den Ausspruch gehört: „nur der werde und sei ein tüchtiger Kaufmann, der als Materialist von der Pieke an gedient habe." Bei dieser Erinnerung versöhnte er sich auch wieder mit seinen rothen Händen, und dem schmutzigen Eigennutze seines Prinzipals. Nur Eins konnte er

nicht überwinden: das strenge Gebot Herrn Pfeiffer's, nicht zu rauchen!

„Bei Deiner schwachen Brust, August," hatte Herr Pfeiffer gesagt, „würdest Du Dir bald die Schwindsucht an den Hals rauchen, darum laß mich Dich nie mit einer Cigarre oder Pfeife ertappen, Du kennst mich." Und der ehemalige Rathsherr war, sich die Haare übers Auge streichend, davon gegangen.

„Eine schlechte Brust hätte ich," murmelte August ganz erstaunt, und betrachtete mißtrauisch seinen wohlgenährten feisten Leib, „das hat mir noch kein Doktor gesagt. Und zu Hause hieß es immer, der August schreit wie ein Zahnbrecher, der muß eine Lunge aus Stahl und Eisen haben."

Allein alles Kopfschütteln und Wundern half nichts; August mochte noch so lange seine breite Brust betrachten, sie mußte doch einen Fehler haben, der Prinzipal hatte es ja gesagt. Die Versuchung war indessen für August zu stark. Wo er heimlich eine Cigarre rauchen konnte, that er es und er fand, daß seine Brust durchaus nicht litt; im Gegentheile erweckte ihm das Rauchen Appetit zum Biere, und das Biertrinken behagte ihm so gut, daß er seine

angebliche Brustschwäche ganz darüber vergaß. Wie er nun mit der brennenden Cigarre dahin schritt, milderte sich auch sein Haß gegen die Firma: Säuberlich u. Comp., und schließlich beschloß er bei sich, seine Rache auf Louis Schulze, den Lehrling im Säuberlichschen Geschäfte zu beschränken, und ihn an dem Tage, wo er Commis werden und aus den Händen des Prinzipals den ersten Stock empfangen würde, tüchtig durchzuprügeln. Von diesem Gedanken erfüllt, trat er in eines der einzelnen Häuser, die am Ende dieser Vorstadt standen, gab ein Billet ab, und entfernte sich, auf einem Umwege nach der Stadt zurückkehrend. Wenn es uns vergönnt ist, die Gedanken der Leser an dieser Stelle zu errathen, so möchten wir wetten, daß diese Gedanken ungefähr folgender Art sind: „diese Romandichter sind doch zuweilen höchst langweilige Menschen, wird uns da auf so und so viel Zeilen mit epischer Breite erzählt, daß August hinter dem Rücken seines Prinzipals Cigarren rauchte. Quel bruit pour une omelette! Mit Erlaubniß gütiger Leser! Nicht umsonst haben wir uns mit epischer Breite über das Cigarrenrauchen Augusts ergangen, denn diesem geringfügigen Umstande — doch wir wollen der Er-

zählung nicht vorgreifen, geneigter Leser, und Dich hier nur daran erinnern, daß die Veranlassung weltgeschichtlicher Ereignisse oft so unbedeutende Dinge sind, daß Du ihnen einen Platz in der Rumpelkammer anweisen würdest. Denke an die Handschuhe der Königin Anna von England, an das schiefe Fenster zu Versailles, an den alten Paletot und die bestaubten Reitstiefeln des Herrn von Menzikoff, und Du wirst gestehen müssen, daß alle diese Dinge sehr große Lappalien waren. Fahren wir also fort, den in seinen Gott vergnügten und dicke Dampfwolken vor sich hinqualmenden August, auf seinem schmutzigen und schlüpfrigen Wege noch ein wenig zu begleiten.

Seelenvergnügt schlenderte der Pfeiffer'sche Lehrling der Stadt zu, eben bei sich beschließend, dem Louis Schulze an jenem bewußten Tage, Abends in der Dunkelheit, beim Nachhausegehen aufzulauern, und ihm den Hut anzutreiben. Wie alle jugendlichen Raucher, hatte er rasch seine Cigarre, die er erst vor Kurzem angebrannt, bis auf ein Drittheil aufraucht, und da dieser Rest ziemlich zerkaut war, nahm er eine Guttapercha-Spitze aus der Westentasche und steckte die Cigarre hinein.

Unglücklicher August, warum warfst Du den Cigarren-Stummel nicht in die erste beste Pfütze, durch die Dich Dein Weg führte, warum schwelgtest Du zu sehr im Vorgenuß der Prügel, mit welcher Du den Louis Schulze zu traktiren dachtest? Warum, junger Freund, versankst Du so sehr in diese Zukunftsphantasien, daß Du, weder rechts noch links blickend, wie der Auerhahn in der Balze, nicht jene große, dicke Dame bemerktest, die, von einer Kaffeevisite heimkehrend, aus der Thüre jenes Hauses tretend und bei Deinem Anblicke plötzlich erstarrend, gleich dem Weibe Lots, inmitten des Regens und Schnees stehen blieb und Dir mit einem Blicke nachsah, der dem Himmel zu sagen schien: „Hast Du keine Blitze für den Frevler?" Nein, der Himmel hatte keine für den Bösewicht! Dagegen schüttelte er Regen und feuchte Schneeflocken in Hülle und Fülle herab und die Dame, die in Ermangelung der himmlischen Blitze, August ein paar Blitze ihrer grauen Katzenaugen nachsendete, spannte mit einer hastigen Geberde den Regenschirm auf, raffte mit einer energischen Geberde ihr Kleid und ihre Unterröcke empor, und eilte einen kürzeren Weg, als ihn der arglose Lehrling wanderte, einschlagend, sporn-

streichs nach Hause zu ihrem Ehegatten, dem Inhaber der Firma: Gottfried Christian Pfeiffer.

Athemlos, mit feuchten, aufgelösten Locken, bespritzt von Koth, trat sie in die kleine dunkle Comptoirstube, wo ihr Gatte beschäftigt war, einige Posten ins Hauptbuch einzutragen. „Pfeiffer!“ stöhnte sie und sank dann matt und geknickt in die Ecke des kleinen Sopha's, „Pfeiffer, armer, betrogener, argloser Mann!“

Der ehmalige Stadtrath, zu dessen Schwächen auch eine leidenschaftliche Eifersucht gehörte, mit der er seine Gattin verfolgte, sprang mit einem entsetzten Blicke von dem Comptoirschemel auf.

„Rosalie!“ rief er mit bebender Stimme, während seine Hände nach der Stirn fuhren und ein grauenhafter Argwohn in ihm aufdämmerte, „wer ist der Elende? Er muß sterben, der Bube!“

„August!“ stöhnte die Gattin noch ganz außer sich und kaum vermögend, die Lippen zu bewegen.

„Au—gust!“ schrie Pfeiffer mit dem Tone und dem Blicke eines wüthenden Othello, „so konntest Du Dich vergessen — Rosalie?“

„Vergessen?“ kreischte Frau Rosalie und fuhr, wie von einer Tarantel gestochen, mit einem funkeln-

den Blicke aus der Sophaecke empor, „Vergessen, Pfeiffer, was soll das heißen?“

Der ehemalige Stadtrath erbleichte, er erkannte sofort, daß er einen falschen Argwohn gehabt. Er hatte in der Aeußerung seiner Gattin das Geständniß einer reuigen Sünderin erblickt.

„Vergessen,“ stotterte er plötzlich, von seiner Eifersucht geheilt, „sagte ich vergessen? Ich weiß wahrhaftig nicht, was ich sagte. So konntest Du Dich alteriren, wollte ich sagen, Du hast mich ganz perplex gemacht . . . was ist geschehen, Rosalie?“

Rosalie warf zuvörderst ihrem Manne einen vernichtenden Blick zu, denn sie kannte das argwöhnische Othello-Gemüth, das stets Verführer in der Nähe seiner Frau witterte, dann sprach sie langsam aber mit gewichtiger Schwere die Worte:

„August hat Dich betrogen; er raucht ... raucht hinter Deinem Rücken . . hat eben jetzt geraucht . . . ich, ich habe es gesehen mit diesen meinen Augen.“

„August raucht — es ist nicht möglich,“ stammelte Pfeiffer, „das wäre ja entsetzlich.“

„Er raucht,“ entgegnete Frau Rosalie noch einmal und in einem Tone, der keinen Widerspruch er-

trug, „doch da kommt er selbst,“ sie deutete durch das Fenster auf die Straße, „rufe ihn herein.“

„August!“

Heiter, lächelnd, unbefangen, wie ein Lämmchen, welches kein Wasser getrübt, erschien August auf der Comptoirschwelle.

„Tritt näher!“ gebot Herr Pfeiffer, während Frau Rosalie das rothe, wohlgenährte Gesicht des Burschen mit durchbohrenden Blicken betrachtete.

„Noch näher,“ sprach der Principal, „so, nun hauche mich an.“

„Was soll ich, Herr Pfeiffer?“ frug August und riß erstaunt seine Augen auf.

„Du sollst mich anhauchen.“

„Anhauchen? Glauben Sie, daß ich Schnaps trinke?“

„Kein Wort weiter — hauche mich an.“

„Nun, wenn Sie es durchaus wollen — obgleich ich es nicht appetitlich finde,“ sprach August mit der größten Gemüthsruhe, und sperrte, seinen Principal anhauchend, den Mund wie ein Haifisch auf.

Rosaliens Gatte öffnete seine Nasenlöcher, als dufteten vor ihm die Rosengärten von Schiras.

So sehr er aber auch einsog, roch und mit der Nase schnupperte — er entdeckte nicht eine Spur von Tabaksgeruch.

„Ich rieche nichts und doch habe ich nicht den Schnupfen,“ murmelte er.

Es ging dies sehr natürlich zu. August war trotz seiner dicken, rothen Pausbacken und seiner kleinen Augen ein geriebener Junge. Er war unterwegs in ein Kaffeehaus eingetreten, hatte sich eine Tasse Mocca geben lassen, und sich mit dem Glase Wasser, das er dazu erhielt, den Mund ausgespült. In Folge dieser Vorsichtsmaaßregel schnupperte Herr Pfeiffer vergebens, und über August's Gesicht flog ein schlaues Lächeln.

„Habe ich Sie nun genug angehaucht?“ frug er endlich, „die Kinnbacken schmerzen mich von dem Mundaufsperren.“

Herr Pfeiffer, noch immer schnuppernd, warf seiner Gattin einen fragenden Blick zu. Frau Rosalie flüsterte ihrem Eheherrn einige Worte ins Ohr.

„Ziehe deinen Rock aus, August.“

„Meinen Rock . . . hier im Comptoir . . . das ist nicht anständig . . . und dann friert mich auch.“

„Es ist eingeheizt, und Du sollst ihn gleich wieder anziehen . . . aber rasch.“

Der Lehrling hatte sich kaum des Kleidungsstücks entledigt, als das Ehepaar wie französische Douaniers über dasselbe herfielen, und jede Tasche aufs Sorgfältigste durchsuchten. Aber umsonst, sie fanden nichts. Wie den verhärteten Bösewicht durch ein argumentum ad hominem überführen?

„Zieh die Weste aus!“ gebot Herr Pfeiffer.

„Soll ich nicht lieber gleich auch Hose und Hemd ausziehen,“ frug August, nicht ohne einigen Spott.

„Keine schlechten Witze, Mosje,“ sprach Herr Pfeiffer, während eine dunkle Schamröthe die Wangen Frau Rosaliens färbte, „die Weste herunter.“

„Wenn es Madame nicht genirt — und Sie es durchaus wollen,“ sprach August, während Madame verschämt bei Seite blickte, dabei jedoch durch ein geschicktes Manöver mit den Augen jede Bewegung ihres Lehrlings beobachtete.

August war eben im Begriff, die Weste aufzuknöpfen, als Frau Rosalie mit der Geschwindigkeit eines Raubvogels auf ihn zustürzte, und ihm mit einer wüthenden Kraftanstrengung die Finger der geballten linken Hand aufriß.

Unglücklicher August — Du glaubtest so sicher zu sein, und nun fiel das corpus delicti aus Deiner geöffneten Hand herab auf die Diele. Es war die Gutta-Perchaspitze mit dem Cigarren-Restchen.

Mit einer wilden Geberde überreichte Frau Rosalie die Gutta-Perchaspitze ihrem Gatten, der einen einzigen scharfen Blick auf das Cigarren-Restchen warf, und dann in bebendem Tone ausrief:

„Nummer Achtzehn!" „Nummer Achtzehn!" ächzte starr vor Schrecken Madame; „Nummer Achtzehn," wiederholte mit dumpfer Stimme der ehemalige Stadtrath, und sank kraftlos auf den Comptoirschemmel, während August gesenkten Hauptes, wie ein Schlachtthier, das den Todesstreich erwartet, dastand. Nach diesen Ausrufungen trat eine dumpfe, peinliche Stille in der Comptoirstube ein, nur unterbrochen von den schweren Athemzügen, die sich aus der Brust von August's Principal mühsam herausarbeiteten. Endlich fand der Kaufmann die Sprache wieder, und in dem Tone wehmüthiger Selbstbetrachtung, flüsterte er im leisen Monologe: „Er rauchte Nummer Achtzehn! Nummer Achtzehn, eine ächte, importirte Havannah, von der mich das Stück einen Silbergroschen kostet, und die ich zu zwei Groschen

verkaufe. Nummer Achtzehn, die ich nur an hohen Festtagen rauche, Nummer Achtzehn, die bei meines Wilhelms Taufe den Gästen präsentirt wurde, Nummer Achtzehn rauchte er! Er rauchte sie wie eine schlechte Pfälzer, wie eine gemeine Uckermärker! O! August, August, diese Bosheit möge Dir der Himmel verzeihen, ich kann es nicht." Wieder versank er in tiefes Schweigen, während Frau Rosalie noch immer in sprachloser Erstarrung auf dem Sopha saß; dann aber sprang er mit einem wilden Satze vom Sessel auf, packte den erschrockenen Lehrling bei der Brust und rief:

„August —! Wenn noch ein Funken Gefühl in Dir ist, wenn Du noch nicht verhärtet, wenn noch nicht alles Edle, Gute, Menschliche in Dir erstorben, wenn Du noch nicht ein Abschaum der Menschheit, ein Futter für die Raben geworden, so antworte mir: hast Du mehr als einmal Nummer Achtzehn geraucht?"

August, der bei dieser feierlichen Beschwörung einer Lüge unfähig war, stotterte mit zur Erde gesenkten Blicken:

„Ich habe immer Nummer Achtzehn geraucht —

sie bekam mir am besten und hielt auch am längsten Feuer."

„Und wie lange rauchst Du? frug Herr Pfeiffer mit bebender Stimme, fast athemlos.

„Seit 6 Monaten, aber nicht alle Tage, die Woche vielleicht fünf bis sechs Stück."

„Seit sechs Monaten — wöchentlich fünf bis sechs Stück —" stammelte der Principal, „großer Gott — er rauchte sechs Monate Nummer Achtzehn."

„Es ist entsetzlich — man muß es dem Kriminal-Amte anzeigen," stöhnte Frau Rosalie.

„Und so lange," rief jetzt Herr Pfeiffer ganz außer sich, indem er seinen Schlafrock krampfhaft um seinen schlotternden Leib schlug, „und so lange konntest Du, verhärteter Bösewicht, mich ruhig hintergehen, konntest Du, während Du mit mir aus einer Schüssel speistest, aus einem Glase trankest, unter einem Dache schliefest, ruhig, ohne Gewissensbisse, meine Nummer Achtzehn rauchen, Du ungerathener Sohn rechtschaffener Eltern, in Deine eigne Gesundheit wüthen, konntest bei Deiner schwachen Brust wöchentlich fünf bis sechs dieser starken Cigarren rauchen?" —

„Ich habe keine schwache Brust, Herr Pfeiffer,"

fing August zu heulen an, riß sich Weste und Hemd auf, und zeigte dem Pfeiffer'schen Ehepaare seine rothe, fleischige Brust, so daß Frau Rosalie, durch diesen neuen Cynismus außer sich, in Ohnmacht sank, „ich bin ganz gesund auf der Brust — der Doctor, zu dem ich neulich die Cigarren trug, hat auch gesagt, ich hätte einen Brustkasten wie von Blech."

„Aus meinen Augen!" schrie Herr Pfeiffer, indem er seiner Ehehälfte beisprang, „aus meinen Augen . . . Bösewicht — Ungerathener . . . es wird ein Gericht gehalten werden, das fürchterlich Dich treffen soll. Sechs Monate Nummer Achtzehn, es ist zum verrückt werden!" Und während August zerknirscht zur Thüre hinausschlich, rieb Herr Pfeiffer die ohnmächtige Gattin mit Salmiakgeist, bis sie wieder, zum Bewußtsein erwachend, mit dem Schmerzensworte: „Pfeiffer, er rauchte sechs Monate Nummer Achtzehn," weinend an ihres Eheherrn Brust sank, durch einen Thränenstrom ihr gepreßtes Herz erleichternd. —

Indessen war der Abend herein gebrochen, die Gasanzünder eilten mit ihren kleinen Leitern und der Stange durch die Straßen; es erhellten sich die

Fenster und die Wirthsstuben, Restaurationen und Kaffeehäuser füllten sich mit Gästen.

Aber nicht blos in den städtischen Restaurationslocalen wurde es lebendig, auch die außerhalb des Thores gelegenen Etablissements, besonders aber der grüne Jäger, erhielten, trotz des unfreundlichen Wetters, noch einige Besucher.

Das Wirthshaus zum „grünen Jäger" lag vielleicht zehn Minuten außerhalb des Thores, und war besonders im Sommer und Herbst ein beliebter Vergnügungsort. Es lag dicht am Fuße eines jener Waldberge, welche den Thalkessel säumten und die Wirthschaft hatte dadurch ein Renomee, daß man in ihr — die Bierstube zu den drei Zeisigen nicht ausgenommen — das beste Bier und den delicatesten Wildbraten bekam. Besonders im Herbste, wenn das alte Sommerbier ausging und das junge, neue Bier den verwöhnten Zungen nicht recht munden wollte, dann war der Herr Erdmann Traugott Knautschenbacher — so hieß der Wirth zum „grünen Jäger," — der Erquicker und Trostspender aller durstigen Bierseelen. Wenn kein Wirth in der Stadt einen Tropfen Lagerbier mehr hatte, wenn die durstigen Kehlen entweder mit theurem Kitzinger

oder Kulmbacher angefeuchtet werden mußten, dann erschien unter den Inseraten der Stadt- und Land-trompete folgende Anzeige:

„Zum grünen Jäger."

Heute, Sonnabend: Hasenbraten mit Kartoffel-klößen. **NB.** Um sechs Uhr wird ein Faß altes Lagerbier angezapft. Das Bier ist aus dem ff.

Erdmann Traugott Knautschenbacher."

Die berühmtesten Tagesbefehle und Bülletins des Kaiser Napoleon, konnten bei seiner Armee keine größere Wirkung erzeugen, als diese Anzeige des Erdmann Traugott Knautschenbacher bei den Bürgern der Stadt. Wie funkelten beim Lesen dieser Anzeige ihre Augen, wie verklärten sich ihre Züge, wie zärtliche Gatten und liebreiche Väter waren sie an diesem Tage. Heute erhielt die Ehefrau kein schiefes Gesicht und brummige Worte, wenn die Suppe versalzen, der Braten etwas angebrannt oder das Essen eine Stunde später auf den Tisch kam, heute brauchte sich der hoffnungsvolle Sprößling, der eben in des Nachbars Hause ein Fenster eingeworfen, nicht in den Winkel zu verstecken, heute war der Hausvater in seiner glücklichsten, rosigsten Laune, heute hatte er seinen guten Tag, an dem er keinem

Menschen etwas zu Leide that. Und war die Suppe in der That versalzen, oder hatte Fritz ein Fenster eingeworfen, nun so flüsterte der Eheherr seiner Gattin schalkhaft ins Ohr: „Rieckchen, Rieckchen, viel Salz in der Suppe, viel Liebe im Herzen, und zu Fritz sagte er: „Du Tausendsappermenter, wieder ein Kunststück gemacht — na, heute soll es noch 'mal hingehen, aber das nächste Mal," und er machte eine bezeichnende Geberde mit dem Rohrstöckchen, „giebt's etwas Warmes, aber nichts Gekochtes, nun merke Dir's, Wildfang."

Um fünf Uhr wurde Feierabend gemacht. Die Sonnabendstoilette — welche die Mitte zwischen der Werkeltags- und Sonntagstoilette hält — war rasch beendigt, und dann ging es durch das Wallthor hinaus nach dem „grünen Jäger." Denke Dich, lieber Leser, wenn Du sonst einen Augenblick übrig hast, unter den Thorweg, und betrachte mit mir die Vorüberwandelnden, die draußen beim Knautschenbacher Erquickung suchen. . . Es ist ein Viertel nach fünf. Den Ersten, der an uns vorüber schreitet, kennst Du . . . diese große, wohlbeleibte Figur, mit dem rothen, aufgedunsenen Gesichte, dem schwarzen Leibrocke, der schwarzen Atlasweste und der

goldenen Uhrkette, ist Dir eine bekannte Erscheinung. Es ist der Vater der Stadt. Er hat zwar schon auf dem Rathskeller einige Töpfchen Kitzinger consumirt, indessen ist er viel zu viel Patriot, als daß er nicht von dem städtischen Lagerbier, das im „Grünen Jäger" ausgeschenkt wird, auch seinen Theil trinken sollte. Einige naseweise Buben, die sich in der Nähe des Thores herumtreiben, haben den Bürgermeister, der voll von durstiger patriotischer Gefühle dahinwandelt, kaum bemerkt, als sie das Lied anstimmen: „der Hauptmann er lebe! er geht uns kühn voran!"

Der Bürgermeister hört das Lied. Er versteht den Spott, ignorirt ihn natürlich, nimmt sich aber vor, die Straßenjugend dieses Viertels der ganz besondern Obhut des Polizeicommissars zu empfehlen.

Auch der, welcher dem Bürgermeister fast auf dem Fuße folgt, ist uns keine unbekannte Persönlichkeit. Dieser abgegriffene, fuchsige Felbelhut, dieser schmutzig-fette Sammetkragen auf dem abgeschabten Rocke, dessen Aufschläge in klebrigem Bierglanze schimmern, dieses pockennarbige, verschwommene Ge-

sicht mit den dicken Lippen, über welche leckend die Zungenspitze dahinfährt, dieser Spitzbauch, bis zur Hälfte von einer grauen Tuchweste bedeckt, kann Niemand Anderem, als Freund Schippmann, wie ihn der Bürgermeister unter vier Augen nennt, angehören.

Der ehemalige Sportelschreiber hat die rothe, kolbige Nase witternd vorgestreckt, vielleicht um zu riechen, ob ein freundlicher Zephyr ihm den Duft des Hasenbratens aus der Küche zum „Grünen Jäger" herüberwehe. Er hatte sich schon gestern, als er im „Grünen Jäger" war, bei der Frau Erdmuthe Knautschenbacher ein Mittelstück von dem Hasen bestellt, und es ihr auf die Seele gebunden, ja den Speck nicht zu sparen und den Hasen während des Bratens tüchtig zu begießen. Und Frau Erdmuthe, welcher Schippmann lächelnd versicherte, daß sie trotz ihrer fünf und vierzig Jahre noch eine Frau sei, die den Vergleich mit einer zwanzigjährigen nicht zu scheuen brauche, hatte ihm das beste Mittelstück versprochen. Wie er nun so mit seinem Spitzbauche tänzelnd einherschritt, begrüßte ihn dieselbe ausgelassene Bubenschaar, die schon dem Bürgermeister ein Liedchen nachgesungen, mit dem Gassen-Reim:

„Gutschmecke macht Bettelsäcke!" worauf Schippmann, sich nach den Jungen umdrehend und dabei auf den Leib klopfend, mit Lächeln erwiderte: „Und dicke Bäuche, ihr Jungens, hä hä!"

Die Glockenuhr der nahen Michaeliskirche schlägt jetzt halb sechs, und der Wallfahrer nach dem „Grünen Jäger" werden immer mehr.

Der dort mit dem rothen Gesichte, dessen Wangen einer frisch gestopften Blutwurst gleichen, und dessen fleischige Hände, wie mit Speck eingerieben, glänzen, ist der Hoffleischer Braun, jener mit den kurzen, dicken, sprenkelartig gebogenen Beinen und dem dünnen röthlichen Backenbarte, der das unbedeutende Gesicht einfaßt, der Hofbäcker Lecker; jener lange, dürre Mann aber mit den Storchbeinen, der in dem Augenblicke, mit weit von dem Leibe weggeschlenkerten Armen, zwischen dem großen, dicken Hofschlächter und dem kleinen, krummbeinigen, stämmigen Hofbäcker hindurchsegelt, ist der Hofdrechsler Frühe. Die conservative Bürgerschaft war überhaupt stark im „Grünen Jäger" vertreten, ein Umstand, der in der streng-monarchischen Gesinnung des Wirthes, des Herrn Erdmann Knautschenbacher, seinen Grund

hatte. Parole! einen streng-conservativern Mann gab es im ganzen Lande nicht.

Es ist bei vielen Menschen etwas Eigenes mit der politischen Gesinnung! Der wird Demokrat, weil ihn der Commissar seines Viertels wegen ungebührlichen Nachtscandals in Strafe genommen; Jener schwärmt für die Legitimität, weil ihn ein Hofbeamter auf der Straße vertraulich gegrüßt; ein Anderer wieder wird ein Tyrannenhasser, weil ihm die Polizeibehörde nicht gestattet hat, durch Eröffnung einer Bierwirthschaft einem tiefgefühlten Bedürfniße abzuhelfen, ein Vierter wird ein begeisterter Royalist, weil der Legationsrath X. die mittelste Etage in seinem Hause gemiethet hat, und jener Lohnfuhrwerksbesitzer endlich ist nur aus dem Grunde ein blutrother Republikaner geworden, weil die Regierung die Concession zum Bau einer Eisenbahnlinie, die sein Botenfuhrwerk ruinirt, ertheilt hat. . Das Verdienst, den Wirth zum Grünen Jäger zum Anhänger der streng-monarchischen Ordnung gemacht zu haben, gebührte aber in erster Instanz keiner menschlichen Seele, sondern den Hasen und Rehen der herzoglichen Wälder, in letzter aber den Unterbedienten der herzoglichen Forstkammer. Dies ging

so zu: Herr Erdmann war Wirth, und als solcher hatte er seinen besondern Wirths-Ehrgeiz. Es ist dies eine Eigenschaft, die in neuester Zeit immer mehr verschwindet, und den Nachkommen wird der Wirths-Ehrgeiz wahrscheinlich nur noch als Tradition aus alten guten Zeiten bekannt sein. Ein Wirth, wenn er wirklich mit Leib und Seele Wirth ist, kann im Grunde genommen als das unglücklichste Geschöpf, welches Gottes Sonne bescheint, betrachtet werden.

Ist es nicht entsetzlich, welche tausendfältige Anforderungen an Herz und Kopf eines Wirthes gemacht werden, sei er ein großer Hotelier oder Bierkellerwirth, der Mittags für zwei gute Groschen und Abends für achtzehn Pfennige speist? Ist es nicht ein Ding der Unmöglichkeit, zu verlangen, daß ein Wirth all' den Anforderungen auch gerecht werden soll? Einsichtsvolle und feine Köpfe unter den Wirthen, haben denn auch schon längst eingesehen, daß Einer nicht in Allem gleich groß sein kann, und aus diesem Grunde haben sie — einem Zuge unserer Zeit folgend — eine stillschweigende Theilung der Arbeit unter sich eintreten lassen. Aus diesem Grunde, lieber Leser, antwortet man Dir auch häu-

fig, wenn Du fremd in eine Stadt kommst und nach dem besten Gasthofe fragst: nicht, der und der ist der beste Gasthof, sondern: Bei der Schwanenwirthin schlafen Sie am besten, im goldnen Ei am Markte kocht man den besten Kaffee, im Wallfisch finden Sie den delikatesten Mittagstisch, im Rautenkranze das frischeste Bier und der Traubenwirth ist der Einzige, bei dem Sie ein Glas guten Rheinwein trinken können. Du kennst nun die Specialität eines Jeden, und willst Du in der fremden Stadt ganz comfortabel leben, so mußt Du im goldnen Ei Deinen Kaffee trinken, bei der Schwanenwirthin schlafen, im Wallfisch zum Mittag essen, im Rautenkranz Deinen Bierdurst befriedigen und beim Traubenwirth Deinen Weinzahn füllen. Erdmann Knautschenbachers höchstes Streben war nun: das letzte gute Sommerbier und den besten Wildbraten zu haben. Wie ihm das Erste gelang — das war allen Wirthen und ist uns gleichfalls ein Räthsel. In Bezug auf den Wildbraten aber, der mit Herrn Knautschenbachers conservativer, politischer Gesinnung im engsten Zusammenhange steht, können wir die Aufklärung geben. Vor jenem verhängnißvollen Jahre 1848, waren die herzoglichen Forsten stark bevölkert

mit Wild aller Art. Der scheue Hase, das zierliche Reh, der stolze Hirsch, waren hier eben so einheimisch, wie unten in der Stadt das Menschenvolk in seinen Straßen und Häusern. Ja, vielleicht fühlten sich diese Kinder der Wildniß noch einheimischer unter ihren Tannen, Eichen und Buchen, als die Leute dort unten in den steinernen Gebäuden; brauchten sie doch, um das Heimathsrecht in ihren Wäldern und Feldern zu erlangen, und daselbst ihre Wege zu wandeln, weder Bürgergeld zu erlegen, noch Abgaben zu entrichten — sobald ihr flüchtiger Fuß das grüne waldige Gebiet mit seinen Moosmatten berührte, waren sie eo ipso herzogliches Wildpret und genossen landesherrlichen Schutz. Freilich wurden ihnen zuweilen ein paar heiße Schüsse auf das Fell gebrannt, doch das ist auch Manchem passirt, der weder Hase, Hirsch, noch Reh ist. Die Aufsicht und Verwaltung der Forsten aber übte die herzogliche Jagdkammer. Den Forstbedienten war es nun erlaubt, von den zur niedern und mittlern Jagd gehörenden Thieren so viel zu schießen, als sie bei festlichen Gelegenheiten in ihrem Hause bedurften. Erdmann Knautschenbacher kannte diese Bestimmung. Die Jäger und Kammerbediensteten waren Stammgäste

im Grünen-Jäger, und so brachte er einst das Gespräch darauf, meinte, er hätte in seinem Hofe viele Gänse und Hühner herumlaufen, vielleicht ließ sich da ein kleines Tauschgeschäft machen, das ewige Wildpret-Essen müsse ihnen doch zum Ekel werden. Die herzoglichen Jäger bewunderten des Knautschenbachers praktische Einfälle, meinten, sie könnten ja das Deputat-Wild bei ihm umtauschen oder verkaufen, und auf die Weise könnte man noch ein paar Groschen gut machen.

„Mir auch recht," hatte Erdmann gesagt, „aber noch etwas, die Sache bleibt unter uns. —"

„Natürlich," antworteten Jene, „man weiß ja, wie die Leute gleich das Schlechteste denken." Seit jener Zeit blühte und grünte der stille Handel, den die herzoglichen Jäger mit dem Gevatter Knautschenbacher trieben, und von daher dadirte sich auch die conservative Gesinnung des braven Wirths zum grünen Jäger. Zwölf lange Jahre hatte dieser stille, gemüthliche Handel zur beiderseitigen Zufriedenheit gedauert, als jenes verhängnißvolle Jahr kam, welches unter der wilden Bevölkerung unserer Wälder und Felder, für alle Ewigkeit in grauenhafter Erin-

nerung bleiben wird. Noch ein solches Jahr, und ein künftiger Naturgeschichtsschreiber würde folgende Zeilen zu schreiben gehabt haben:

„In ältern naturgeschichtlichen Werken finden wir auch einige Thiere erwähnt, die vor langen Zeiten in den Waldungen Deutschland und auf seinen Feldern im wilden Naturzustande gelebt haben sollen. Es ist dies der Hase, das Reh und der Hirsch. Ein lebendes Exemplar von diesen drei Thieren hat Verfasser nicht mehr gesehen. Vor zwanzig Jahren soll jedoch noch ein lebender Hase in einer Menagerie auf der Leipziger Messe gezeigt worden sein. Verfasser erinnert sich aber von seinem Großvater gehört zu haben, daß er in seiner Kindheit einmal von dem Fleisch eines solchen Thiers gegessen, und zwar soll dasselbe, gebraten, höchst schmackhaft gewesen sein. Aus einem alten Kochbuche geht auch hervor, daß das Fleisch nicht nur gebraten, sondern auch mit einer Zuthat von dem Blute des Thieres gekocht wurde. Unsere Vorfahren nannten dies Gericht Hasenpfeffer. Für den Culturhistoriker jedenfalls eine bedeutsame, interessante Notiz, da sie beweißt, auf welchem niedrigen Bildungszustande die Menschen des 19. Jahrhunderts gestanden ha-

haben müssen.“ Man wird nun auch den ganzen Ingrimm begreifen, welchen Erdmann Knaulschenbacher gegen das Jahr 1848, mit seinen hasenfeindlichen Bestrebungen und Jagdvertilgungs-Ideen empfand.

Jeder Schuß, der einem unglücklichen Hasen oder Rehe das Leben kostete, traf auch ihn. Rache, Rache dürstete seine Seele! Er kaufte die Portraits aller Demokraten, deren er habhaft werden konnte, und bei jedem Schuße, der in dem nahen Walde krachte, warf er ein solches Demokratenbild, mit einer grausigen Verwünschung, in das Heerdfeuer! Und als der Herbst des folgenden Jahres kam, wo ein Hase so selten war, daß er mit einem Ducaten bezahlt wurde, das Rebhuhn mit einem Thaler — ein Reh aber gar nicht zu bezahlen war, als Erdmann Knautschenbacher, um seine Reputation zu retten, zu dem alten schäbigen Handwerkskniff aller schlechten Wirthe greifen, und alte, in Essig gebeizte Tauben als Rebhühner, und mit Tannenzweigen umwickelte und in Rothwein gebeizte Hammelkeulen als Rehbraten vorsetzen mußte, da kaufte er sich die ganze Paulskirche, äußerste Linke und äußerste Rechte, Großdeutsche und Kleindeutsche und

warf sie mit einem grausigen Fluche in das prasselnde Feuer, über welchem die falschen Rebhühner und der Pseudo-Rehbraten schmorten. Und hell auf brannten, auf einem Scheiterhaufen, bei einem Autodafe, die Gagern, Vinke, Wuttke, Jordan, Raveaux, Bassermann, Welker, Beda-Weber, Venedey Hecker, Philipp, Lasaulx, Zitz, Schlöffel, und mit verzerrten Zügen und dämonischem Gelächter schrie Knautschenbacher, indem er eine Hand voll schwarz-roth-goldener Cocarden und ein Exemplar der Grundrechte ins Feuer warf: „Hol' Euch Alle der Teufel, Ihr seid sammt und sonders an dem Malheure Schuld."

Das war Knautschenbacher's Rachefeier, die Sühne für die Manen der schändlich dahin gewürgten Hasen, Hirsche und Rehe: das, ihr Männer der Paulskirche, die Nemesis der Geschichte! . . . Es war aber auch zugleich der Höhepunkt von Knautschenbacher's tief-sittlicher Entrüstung. Mit dem sich allmählig wieder mehrenden Wildstande, legte sich auch Knautschenbachers Grimm gegen die demokratischen Ideen, und zu der Zeit, wo unsere Erzählung beginnt, empfand er gegen dieselben gerade nur so viel Entrüstung noch als nöthig war,

um nicht mit der Polizei in Conflikt, und nicht in das, von seinen Vätern verläugnete, schwarze Buch zu kommen. . . Du kennst nun, wie ich denke, hinlänglich, geneigter Leser, den Wirth „zum Grünen Jäger," in dessen Oberstube heute die Berathung des Vereins für Bürgerwohl stattfinden sollte. Es war recht gemüthlich in dieser Oberstube, gerade so, wie es sich ein guter deutscher Stadtbürger, der sein zweites Daheim im Wirthshause hat, nur wünschen kann. Während an die Fensterscheiben Schnee und Regen prasselten, von den dunklen Waldungen schauerlich pfeifend der Wind herabfuhr und ringsum das einzelstehende Haus jagte, brannte in dem großen, grünen Kachelofen ein lustiges Feuer, und verbreitete eine wohlthuende, behagliche Wärme in dem Zimmer, in welchem an zwei großen runden Tischen einige zwanzig ehemalige Väter der Stadt, unter ihnen der frühere Polizeiherr Drossel, und die ehemaligen Stadtverordneten Hofbäcker Lecker, Hofdrechsler Frühe und Hofschlächtermeister Braun saßen. Dicke, schwere Tabakswolken hingen an der niedrigen Zimmerdecke und die Talgkerzen auf den beiden Tischen, verbreiteten ein röthliches Licht im Gemache, in dessen

hinterster Ecke Erdmann Knautschenbacher beschäftigt war, einen frischen Eimer anzuzapfen. Sieben Uhr war vorüber und sämmtliche Eingeladenen hatten sich pünktlichst eingestellt, nur der ehemalige Stadtrath, Schnitt- und Materialwaarenhändler Pfeiffer, fehlte noch.

Drossel zog alle fünf Minuten die Taschenuhr heraus, rückte ungeduldig auf dem Stuhle hin und her, trank einen Schluck Bier und ärgerte sich im Stillen über die Nachlässigkeit seines ehemaligen Collegen und Gevatters, der bei einer solchen Gelegenheit, wo über das Wohl der Stadt verhandelt werden sollte, auf sich warten ließ . . .

„Ich möchte nur wissen, wo mein Gevatter Pfeiffer bleibt,—“ sprach er endlich, das tiefe Schweigen, welches sich über der rauchenden und trinkenden Gesellschaft gelagert, unterbrechend, „ob ihm unterwegs ein Unglück passirt sein sollte? Das Wetter ist jetzt noch viel schlechter, als vor einer halben Stunde.“

„Ein Unglück,“ lachte plump der kleine stämmige Hofbäcker mit den Sprenkel-Beinen und dem dünnen, röthlichen Backenbarte, „ein Unglück von der

Stadt bis zum grünen Jäger — es ist ja nur ein Katzensprung."

„Aber es ist dunkel, und die Nacht ist keines Menschen Freund," sprach mit hohler Stimme der lange, dürre Hofdrechsler mit der großen, an der Spitze leicht gerötheten Nase, und blickte dabei den Hofbäcker starr und unheimlich mit seinen runden Augen an. Sie waren Vettern die Beiden; der Bäcker konnte aber den Drechsler partout nicht leiden. Das hatte seinen eigenen Grund. Der Bäcker hatte eine unüberwindliche Scheu und Furcht vor allem Uebernatürlichen, Geheimnißvollen. Der Hofdrechsler nun, der steif und fest an die Existenz eines bösen Geistes, vulgo Teufel, glaubte, liebte es sehr, in seinen Reden auf jene dunklen, finstern Mächte der Hölle anzuspielen. Sein Ton hatte an und für sich selbst, wenn er über die alltäglichsten Dinge sprach, etwas Hohles, Dumpfes, etwa wie der eines Geisterbeschwörers. Dabei sah er den, mit welchem er sprach, mit seinen hervorstehenden, runden Augen, so starr in's Gesicht, daß der Bäcker sich stets unbehaglich umsah, ob vielleicht ein Gespenst hinter ihm stehe, welches der Vetter erblicke. So auch heute. Nachdem der Hofbäcker einige scheue

Blicke nach links und rechts geworfen, außer den runden, rothen Gesichtern seiner Nachbarn aber nichts Verdächtiges gespürt, sprach er, indem er sich verdrüßlich in seinem dünnen Backenbarte kraute:

„Vetter Frühe, ich hab's Euch schon oft gesagt, wenn wir gute Freunde bleiben wollen, so sprecht nicht in einem so heulerigen Tone mit mir, und glotzt mich nicht so mit Euren Eulenaugen an. Ich kann das einmal nicht vertragen. Ich hab's Euch doch schon hundert Mal gesagt. Was gehts mich an, ob die Nacht eines Menschen Freund oder Feind ist. Wer ein gutes Gewissen hat und rechtschaffen handelt, der braucht sich vor nichts zu fürchten."

„Ihr lobt Euch wohl: leichtes Gewissen und leichte Waare," warf, den Uebrigen mit den Augen zublinzelnd, der dicke Hofschlächter dazwischen, „na Gott ver — da ist Euer Gewissen leicht, wie eine Flaumfeder. Eure Semmeln habe ich heute durch die Brille ansehen müssen, ich hielt sie für Erbsen."

„Ei Gevatter," rief giftig der Bäcker, „da ist's mir mit Eurer Blutwurst anders gegangen. Die war so fett, daß mir noch heute der Hals rauh und kratzig ist."

Jetzt hielt es Herr Drossel für räthlich, sich ins Mittel zu legen.

„Laßt doch diese ewigen Sticheleien,“ sprach er, indem er seinen Blick nach der Zimmerdecke hinaufgleiten ließ, „es entsteht doch nichts, als Hader und Zwietracht daraus. Und wir müssen jetzt einig sein, recht einig, um den Feind, der in unserer Stadt sein Lager aufgeschlagen, besiegen zu können.“ Nach diesen Worten versenkte Drossel sein Antlitz in den Bierkrug; der Hofdrechsler aber sprach mit seiner hohlen Grabesstimme, indem er den Polizeiherrn starr, unheimlich bedeutungsvoll anblickte:

„Es ist der Erbfeind.“ Drossel, der trotz der überlegenen Bildung, die er im Verhältniß zu den Uebrigen besaß, gerade kein starker Geist war, konnte sich, als der lange, magere Drechsler ihn mit seinen runden Eulen-Augen so unheimlich anstarrte und dabei die mysteriösen Worte sprach, eines unwillkührlichen Fröstelns nicht erwehren, und nachdem er einen tiefen Zug gethan, sprach er zu demselben: „Wahrhaftig, Hofdrechsler, Euer Vetter Lecker hat Recht. Ihr habt eine merkwürdige Manier in Euren Reden. Thut mir den Gefallen und seht mich nicht so starr an. Was wollt Ihr eigentlich mit

dem Erbfeinde?" Der Geisterseher rückte dem Polizeiherrn näher auf den Leib, und indem er ihn mit seinen runden Augen so starr anglotzte, daß ihm die Augäpfel aus den Höhlen zu springen drohten, sprach er im nämlichen Tone:

„Kennt Ihr Den nicht, der um Mitternacht Unkraut säet?"

Bei diesen Worten flog ein Schauer über die breiten Rücken der Bürger, die lauschend zuhörten, und selbst dem Fleischermeister überlief eine Gänsehaut. Doch faßte er sich zuerst und rief, indem er mit seiner rothen Faust auf den Tisch schlug: „Alle Donnerwetter! Nun hört einmal mit Euren verfluchten Redensarten auf! Aber da sitzt Ihr, ja, ja Hofdrechsler, ich meine Euch, den ganzen Tag zu Hause, und lest in den alten Scharteken und das steigt Euch dann in den Kopf. Komme einmal zu ihm hinüber, will mir eine Pfeifenspitze kaufen, da sehe ich ein Buch auf der Drehbank liegen. Ich schlag's auf — Gott sei bei uns! stand darauf: „des Teufels Versuchungen." Ich glaube, es war ein Pfarrer aus dem Hessischen, der es geschrieben. Sagt Gevattern, ist das ein Buch für einen noblen Bürger und guten Christen? Ich sage Euch, Frühe, das

nimmt kein gut' Ende." Der Hofdrechsler sah stumm vor sich hin, blickte dann den Schlächtermeister unheimlich an und murmelte halblaut: „Das Ende ist der Anfang, und der Anfang ist das Ende."

Der Bäcker und der Fleischer sprangen, wüthend über diese neue mysteriöse Aeußerung des Hofdrechslers, von ihren Sitzen auf, als sie Knautschenbacher bemerkten, der hinter Frühe stand und ihnen durch Gestikulationen zu verstehen gab, sie möchten sich nur beruhigen, denn bei dem wäre es wohl im Oberstübchen nicht ganz richtig. Die Beiden ließen sich dadurch beruhigen, aber es trat eine unbehagliche, unheimliche Stille ein, an der offenbar der Hofdrechsler Schuld war. Drossel, der in Erinnerung versunken, einige Minuten stumm vor sich hingesehen, brach endlich das Schweigen.

„Wie sich doch die Zeiten ändern," begann er, und warf einen wehmüthigen Blick in sein Bierglas, „wie doch nichts in dieser Welt von Bestand und Dauer! Es ist heute seit fünf Jahren das erste Mal, daß ich wieder im grünen Jäger bin. Ihr wißt, Knautschenbacher, wir waren immer gute Freunde, und haben nie in Unfrieden gelegen, aber

wenn ich an den grünen Jäger dachte, da wurde mir's stets so schwer ums Herz, ich hätte wie ein Kind weinen mögen. Lieber dachte ich nicht an ihn und vermied ihn." Er seufzte tief auf und fuhr dann fort: „Heute vor fünf Jahren war ich zum letzten Male hier. Ihr waret auch dabei, Gevatter Braun, und Ihr, Meister Schulze."

Meister Schulze, ein wohlhabender dicker Zeugmacher, nickte mit seinem großen, runden, dicken Kopfe, der mit einem Walde struppiger, grauer Haare besetzt war, spuckte scharf und energisch aus und sprach dann mit seiner fetten Stimme:

„Weiß wohl, Gevatter Drossel, es war bei der letzten Rathsjagd. Ihr hattet ein abscheuliches Malheur an dem Tage. Zuerst ging Euch ein angeschossener Rehbock durch, und dann verloret Ihr Abends beim Scat ein Eichelsolo mit fünf Matadoren."

Drossel nickte beistimmend und schwemmte seine Wehmuth mit einem Schlucke Bier hinunter, der Wirth zum „grünen Jäger" aber klagte, indem er ein Dutzend gefüllte Seidel auf den Tisch stellte:

„Meister Schulze, erinnert mich nicht an die

Rathsjagd. Wenn ich daran denke und mir überlege, wie es jetzt zugeht, so wendet sich bei mir Alles im Leibe herum.“ Er schwieg und suchte offenbar nach einem andern Gesprächsstoffe. Aber wie von jenem geheimen Zuge getrieben, der uns oft mit eigner Hand die Wunden aufreißen und selbstquälerisch darin wühlen läßt, fuhr Knautschenbacher nach einer kleinen Pause fort:

„Ich war selbst fünf Jahre Stadtverordneter, und habe in der Zeit jeder Rathsjagd beigewohnt. Gott, war das ein Leben. Früh um sechs Uhr Stelldichein hier im „grünen Jäger,“ dann hinaus in den Wald. Der Rathsdiener und zwei Mägde von mir führten Proviant und ein paar Eimer aus dem ff. nach. Um zehn Uhr wurde gefrühstückt. Wißt Ihr, Gevatter Drossel, das letzte Mal war es auf der kleinen Höhe bei der großen Eiche, wo vergangenes Jahr der Holzschlag war. Mittag wurde in Grünthal in der Tanne gegessen. Na, schmunzelt nur, Meister Schulze. Doch, wir Männer sind ja unter uns,“ und Knautschenbacher warf einen ängstlichen Blick um sich, ob nicht etwa Frau Erdmuthe hinter ihm stehe und fuhr dann mit einem faunischen Lächeln fort, „damals diente die Anna in der Tanne,

die ältere Schwester von der Babette, die jetzt noch draußen ist."

„Ist sie noch draußen?" frug Drossel eifrig, und ein lüsternes Feuer glänzte in seinen grauen Augen, „ich hörte, es wäre ihr auch etwas passirt," und er schielte auf den dicken Hoffleischer, der häufig in der Tanne verkehrte. Knautschenbacher rückte seine alte Jagdmütze, die er beständig auf dem Kopfe hatte, auf die linke Seite, strich sich das Haar unternehmend in die Stirn und lächelte dann verschmitzt:

„Passirt ist ihr schon etwas — aber jetzt ist sie wieder draußen und ich sage Euch, Gevatter, die Anna war ein Prachtmädel, aber gegen die Augen, die die Babette im Kopfe hat und die Taille" —

„Macht den Hofschlächter nicht sehnsüchtig," höhnte der kleine krummbeinige Bäcker und zündete sich einen Fidibus an.

„Ohne Sorgen, Gevatter," blähte sich stolz der Hofschlächter und klopfte dem Hofbäcker auf die Schulter, „wenn unser Einem," und er warf dabei einen despectirlichen Blick auf den krummbeinigen Bäcker, „der Mund wässert, so findet sich auch immer etwas für den Appetit, während für so einen Knirps, wie Ihr, die Pflaumen zu hoch hängen."

Der Hofbäcker wollte etwas Giftiges entgegnen, Knautschenbacher aber spielte wieder den Vermittler.

„Ruhig Blut," sprach er, „keinen Zank um das Weibsvolk. An dem, was der Anna und dann der Babette passirt, ist der Hofschlächter so wenig Schuld, als Ihr, Bäcker, das weiß ich besser." Und er zog ein pfiffiges Gesicht, worauf er in seinen Jagderinnerungen fortfuhr:

„Nach dem Mittagsessen gings wieder in den Wald. Um drei Uhr mußte der Petersen unter den Tannen am Fuchsberge den Kaffee kochen, es wurde ein Stündchen geplaudert, und wenn's kühl und dunkel wurde, und der Nebel aufstieg, und der Wind durch die Bäume pfiff, dann ging es herein auf dem Fuchsstege, der bis herunter zum „grünen Jäger" führt. Da hatte meine Erdmuthe nun gesorgt. Die Oberstube war geheizt, die Spieltische zurecht gerückt und die Tafel gedeckt."

Er trank einen Schluck Bier, während die Uebrigen, hingerissen von dieser Schilderung einer vergangenen Zeit, die Blicke stumm auf die blanken Zinndeckel ihrer Gläser gerichtet hielten. Knautschenbacher aber fuhr unter wachsender Theilnahme seiner Zuhörer fort:

„Zuerst tranken wir einen Schnitt Grog und wenn wir uns ein Bischen erwärmt, ging's zum Abendbrot. Na! Gevattern und Freunde, ich will meine Frau nicht loben, aber das muß ihr der gelbe Neid lassen: einen Karpfen mit polnischer Sauce kann sie sieden und einen Hasen herrichten, wie ihn, mit allem Respecte vor Ihrer königlichen Hoheit, der herzogliche Leibkoch nicht besser auf die allerhöchste Tafel bringt."

Die gesammte Tafelrunde nickte stillschweigend, aber mit tiefinnigster Ueberzeugung, ihre Beistimmung und der Hoffleischer, dem bei der Erwähnung des Karpfens der Mund wässrig geworden, frug Knautschenbacher heimlich: „Gevatter, habt Ihr heute Abend so etwas Fischartiges für mich zu knaubeln?"

Der Gevatter antwortete ihm durch einen stummen, aber viel versprechenden Blick und der Hofschlächter lehnte sich, die Lippen leckend, in seinen Stuhl zurück.

„Und wie wir dann Scat spielten!" nahm jetzt Drossel das Wort.

„Und wie Scat spielten," wiederholten die ehemaligen Väter der Stadt und Mitglieder des Vereins für Bürgerwohl, wie der Chor in der Oper.

„Und darauf ein wenig Bank legten,“ fuhr Erdmund Knautschenbacher fort.

„Und Bank legten,“ wiederholte die Tafelrunde und blickte melancholisch in die Gläser.

„Eigentlich war es verboten,“ meinte Meister Schulze, „aber wir Bürger waren ja unter uns, wir waren ja lauter Bekannte.“

„Und wenn dann allemal um Mitternacht der Knautschenbacher die Bowle mit dem Punsche brachte.“

„Gott v— mich,“ fluchte der Hofschlächter, „ich habe seit der Zeit nicht wieder solchen guten Punsch getrunken.“

„Und wenn Ihr wollt, lieben Freunde,“ sprach mit erhobener Stimme und sich rings im Kreise umsehend, Herr Drossel, „stand sich die Kämmereikasse nicht um hundert Procent besser, als jetzt? Waren unsere Diäten, die wir für die drei Jagdtage ansetzten, nicht eine wahre Lumperei, mußte nicht Jeder aus der eignen Tasche zulegen? War das ein Geld? Sechs Thaler für drei Jagdtage? Zehn Mann waren wir, machte Summa Summarum sechzig Thaler. Sucht da einmal einen unter den Herren Gemeinderäthen, ob Einer für sechs Thaler drei Tage lang hinaus in den Wald geht und Kleidung

und Stiefeln herunterreißt. Ich habe immer aus meiner Tasche zugelegt; habe ich doch einmal nur im Scat über vier Thaler verspielt.“

„Wie halten Sie es denn jetzt mit der Jagd?“ frug Meister Schulze, der stolz darauf war, so unwissend über die neue Ordnung der Dinge zu sein.

„Sie haben sie für dreihundert Thaler jährlich verpachtet. Früher lösten wir aus dem Wildpret vierhundert Thaler, die Deputat-Hasen nicht mitgerechnet.“

Der Hofbäcker war doch ein hämischer Geselle, und selbst da, wo es gegen seine eigene Partei ging, konnte er seine Mucken nicht lassen. So auch jetzt. „Glaub's wohl,“ lachte er und spuckte scharf und giftig auf den Fußboden, „daß die Stadt sich dabei besser gestanden hat. Vierhundert Thaler löste sie aus dem Wildpret, sechzig Thaler gingen als Jagddiäten ab, dreißig Thaler kosteten die Treiber, vierzig Thaler das Abendessen bei Gevatter Knautschenbacher, welches nach altem Herkommen den stadträthlichen Jägern gegeben wurde, und hundert Thaler der Ersatz für Wildschaden, macht Zweihundert dreißig Thaler, bleibt Rest netto hundert und siebenzig Thaler.“

„Ist der Kerl nicht ein Giftmichel wie ein Flie-

genschwamm?" raunte der Hofschlächter seinem Nachbar, dem dicken Zeugmachermeister, leise zu, „ich weiß aber woher die Pikanterie kommt. Er wurde nicht mehr zu den Jagdtagen gezogen, weil er Abends beim Scat so knauserig spielte."

Drossel, dem die hämische Bemerkung des Hofbäckers zunächst gegolten, schwieg, da er es kurz vor der Wahl mit dem Bäcker nicht verderben wollte. Doch gelobte er sich hoch und theuer, wenn er wieder Polizeiherr, dem Bäcker das leichte Gewicht seiner Semmeln und Weißbrode schwer empfinden zu lassen.

„Aber ich möchte doch nur wissen, wo der Stadtrath" — so hieß Pfeiffer noch immer bei seinen ehemaligen Collegen — „bleibt?" frug jetzt der Hofsattler Morgenstern, „die Sache wird mir doch bedenklich."

„Am Ende wäre es gut, Gevatter," meinte Drossel zu Knautschenbacher gewendet, „wenn Ihr Eure Magd mit der Laterne nach der Stadt zu schicktet."

„Es ist heute Severinustag," fiel der Hofdrechsler mit seinem Unkentone ein, und sah dabei den Bäcker mit seinen Eulenaugen wieder so starr und unheim-

lich an, daß derselbe den verfluchten Geisterseher zehn Klafter tief unter die Erde wünschte.

„Was ists mit dem Severinustag?“ frug der Hofsattler.

„Kennt Ihr nicht seinen Spruch?“ sprach Frühe, und rollte seine Augen von dem Bäcker auf den Hofsattler.

„Seinen Spruch?“ stotterte Morgenstern, gebannt von dem seltsamen Blicke des Hofdrechslers, „was heißt das?“

„Wißt Ihr nicht,“ fuhr Frühe feierlich fort, „was am Severinustage offen steht?“ Dem Hofsattler rieselte es kalt über den Rücken . . . „Was heute offen steht?“ stammelte er verwirrt.

„Hol' Euch der —“ fuhr der Hofschlächter auf, aber eine beschwörende Geberde des Drechslers ließ ihn nicht vollenden.

„Sprecht den Namen nicht aus — sein Reich steht heute offen. Nur wer den Spruch kennt, ist sicher vor ihm.“

„Und wie heißt der Spruch?“ frug Drossel, dem es, wie den Andern, immer unheimlicher zu Muthe wurde.

„Hexerei und Schelmerei ist des Teufels Liverei,“

antwortete Frühe in feierlichem Tone, und indem er sich bekreuzigte; „Christen haben keine Planeten, sondern Gott zum Propheten."

Den ehemaligen Vätern der Stadt lief es bei diesen cabalistischen Worten eisekalt durch Mark und Bein. Drossel aber raunte dem Schulze ins Ohr: „Mit dem Frühe ist es nicht recht richtig. Oder glaubt Ihr auch, daß es so Etwas giebt?"

Schulze blies eine Dampfwolke vor sich hin, trank sein Bier aus und schüttelte dann den Kopf: „Dummes Zeug, das haben ihm die Pietisten in den Kopf gesetzt, wie er in Berlin und Harburg gearbeitet hat; er war noch ein grüner Geselle, lief aber alle Abende in die Versammlungen beim heiligen Schuster, wie sie den Mucker nannten. Er und die beiden alten Fräuleins, die neben seinem Hause wohnen, halten noch jetzt alle Abende eine Betstunde ab. Der Catechet Schamvogel soll auch dabei sein."

Die Schwarzwälder Kukuksuhr, die an der Wand hing, schlug just die achte Abendstunde. Pfeiffer war noch immer nicht da. Drossel und auch die Uebrigen fingen an die Geduld zu verlieren, und der Hofschlächter meinte: man solle nun endlich anfangen.

Drossel nahm mit energischer Geberde eine Prise, klingelte bis es mäuschenstill wurde, räusperte sich und begann, während sich Knautschenbacher, der vor allem parlamentarischen Wesen eine angeborene Abneigung hatte, in den dunkeln Hintergrund des Zimmers, neben sein Bierfaß, zurückzog, folgendermaßen! „Lieben Freunde, Gevattern und Collegen! Obgleich ich wohl annehmen darf, daß Ihr Alle wisset, welcher Zweck uns heute hier versammelt, so glaube ich doch, daß es nicht schaden wird, wenn ich noch einmal Euch die betrübenden Verhältnisse, die jetzt in unserer Vaterstadt herrschen, kurz vor die Augen führe.“ Der Redner machte hier eine kleine Pause, um sich die Zunge anzufeuchten, die Andern thaten desgleichen. Meister Schulze und der Hofdrechsler ließen ihre Dosen kreisen, und als dies Alles vorbei, fuhr Drossel fort: „Ihr wißt Alle, wie glücklich und zufrieden wir bis zum Jahre 1848 in- und außerhalb der Mauern unserer Stadt lebten. Welche Einigkeit zwischen Bürgerschaft und Rath, die eine Seele und ein Herz waren, welche Uebereinstimmung der Gesinnung, welche Einmüthigkeit in allen Dingen.“ Der Redner schwieg hier wieder, um den Eindruck seiner Worte zu beobachten, und

Knautschenbacher, der, andächtig die Hände gefaltet, hinter dem Geisterseher stand, flüsterte gerührt:

„Ja, es ist wahr, wir lebten wie Brüder."

Die Tafelrunde nickte bei dieser Aeußerung Knautschenbachers, und Drossel sprach weiter: „Gewerbe und bürgerliche Nahrung blühten, die Stadt wuchs an Häusern und Einwohnern, Ordnung und Sitte herrschte und bei der hohen Landesregierung stand kein Magistrat im ganzen Lande so gut angeschrieben, als der Rath unserer Stadt." Wiederum eine Pause, die der gerührte Knautschenbacher mit den leisen Worten unterbrach:

„Was wahr ist, muß wahr bleiben; wir saßen hier wie die gehegten Hasen — der Drossel spricht mir aus der Seele heraus. Ich kann es nur nicht so von mir geben."

Der ehemalige Polizeiherr warf dem Knautschenbacher einen verständnißinnigen Blick zu und redete hierauf weiter:

„Und welche brüderliche, patriotische Verträglichkeit herrschte nicht zwischen den beiden Körperschaften, dem Magistrate und dem wohllöblichen Stadtverordnetenkollegio! Erinnert Ihr Euch nur einer Disharmonie, nur einer Zwistigkeit, die zwischen Raths-

herren und Stadtverordneten jemals bestanden? So weit ich zurückdenken kann, erinnere ich mich keiner! Da war ein Herz, eine Seele, ein Wille! Mit einem freudigen, einstimmigen Ja! wurden alle Beschlüsse angenommen und kein „Nein," eines störrigen, unruhigen Kopfes trübte die Einmüthigkeit und Einstimmigkeit."

„Weil keiner mucksen durfte," warf hier halblaut der Bäcker ein, dem die frisch ins Gedächtniß gerufene Kränkung wegen der Rathsjagd noch immer wurmte, „wer zweimal hintereinander Nein sagte, konnte von dem ehrbaren Collegio drei Monate lang, wegen ordnungswidrigen Stimmens, von den Berathungen ausgeschlossen werden."

„Der Hofbäcker ist doch ein niederträchtiger Kerl," raunte der Hofschlächter voller Entrüstung seinem Nachbar Schulze zu, „ob er seine Malicen nur einen Augenblick lassen kann?"

Drossel aber warf dem Bäcker einen Blick tiefster Indignation zu und notirte stillschweigend die impertinente Bemerkung zu den andern. Indessen hatte ihn des Bäckers Randglosse doch ein wenig aus den Text gebracht, und unsicherer und weniger fließend fuhr er fort: „Und nun lieben Freunde und Ge-

vattern, werft jetzt einmal euren Blick hinauf, und seht, wie es oben zugeht."

„Ja, es ist eine Schande," warf der kleine, runde Gewürzkrämer Ströbel, der am untersten Ende der Tafel saß und bis jetzt noch keinen Laut von sich gegeben, hin.

„Ja, eine Schande, Freund und Nachbar Ströbel," bestätigte Drossel, „eine Schande, die kein guter Bürger länger mit ansehen kann, ohne daß sich ihm das Herz im Leibe herumdreht. Ich will nicht von dem Herrn Bürgermeister reden," und ein höhnisches Lächeln, das sich auf den Gesichtern der Tafelrunde, den Geisterseher und den Bäcker ausgenommen, wiederspiegelte, erschien bei diesen Worten auf Drossels Lippen, „ich will also nicht von dem Bürgermeister reden, der sich gestern Abend wieder in seiner ganzen Glorie gezeigt, sondern nur von der andern Gesellschaft," und er sprach das Wort mit unsäglich wegwerfender Verachtung, „die jetzt oben auf dem Rathhause sich breit macht. Habt Ihr Euch einmal den Scandal, eine sogenannte Gemeinderathssitzung, mit angesehen? Denn das Volk," und Drossel gerieth in immer größere Entrüstung, „das Volk hat nicht einmal so viel Schamgefühl, seine schmutzige

Wäsche unter sich zu waschen. Nein, da muß Alles öffentlich abgemacht werden, da wird es in die Zeitung eingerückt, damit es ja jeder Lump weiß, wenn unser Einer, wegen der unmenschlichen Einkommensteuer, die sie jetzt eingeführt haben, reklamirt."

„Bruder, da hast Du Recht," schrie der dicke Zeugmacher, „das ist die größte Schändlichkeit, die es auf Gottes Erdboden giebt, wenn ich den Nichtsnutz kennte, der die Einkommensteuer ausgeheckt —" und er schüttelte seine Fäuste, „was geht das dem Gemeinderath an, was ich für Einkommen habe und warum soll ich das jedem Hans Narren auf die Nase binden, wohl, damit sie mir jedes Glas Bier nachzählen, das ich trinke und jeden Karpfenkopf, den ich esse."

„Wenn sie es nur wenigstens in vertraulicher Sitzung abmachten," quickte mit seiner feinen Stimme der Gewürzkrämer Ströbel, der, als er sah, daß die parlamentarische Ordnung etwas aus den Fugen ging, nun auch Courage zum Reden bekam, „wie wir es thaten, wenn so eine Geschichte vorkam — aber bewahre, da muß es die ganze Stadt hören."

„Und das Abstimmen erst!" sprach der erhitzte Drossel. „Bei uns, zu meiner Zeit, hieß es wie

aus einem Munde, „Ja! Das schnappte nur so, aber jetzt: ja, nein, ja, nein, ja, ja, und so gehts fort.“ Er hielt inne, denn draußen auf der Treppe hörte man Schritte. Die Thür öffnete sich, und mit einem allgemeinen: „Guten Abend, Herr Stadtrath,“ begrüßt, trat Pfeiffer herein.

Pfeiffer war, wie man das auch nach der schmerzlichen Erfahrung, die er am Spät-Nachmittag gemacht, natürlich finden wird, in sehr übler Laune. Nachdem er seine, aufs Tiefste erschütterte und angegriffene, Gattin Rosalie beruhigt, hatte er einen langen Brief an August's Vater geschrieben und diesem das Vergehen des jugendlichen Bösewichts, wie er in dem Schreiben seinen Lehrling nannte, in den lebhaften Farben geschildert.

„Noch würde ich über den Vorfall Ihnen gegenüber geschwiegen haben,“ so schloß der lange Brief, welcher auch die Ursache von Pfeiffers spätem Erscheinen im „Grünen Jäger“ war, — „wenn sich der jugendliche Bösewicht nicht an meiner Nummer Achtzehn vergriffen hätte. Aber bei einer solchen raffinirten Bosheit, halte ich es für meine heilige Pflicht, als Principal, Ihnen als Vater gegenüber, ganz offen zu sein und lege Ihnen deshalb auch

eine Nota über die, von dem jugendlichen Bösewichte muthmaßlich gerauchten Cigarren bei.

Nota
über die von dem Lehrlinge A. Lehmann muthmaßlich gerauchten Cigarren:

No. 18 à Mille 42 Thlr. 10 Sgr.
300 Stück 12 Thlr. 21 Sgr.
Summa 12 Thlr. 21 Sgr.

Und, wie es so geht, wenn wir einmal gereizt sind, ärgert uns die Fliege an der Wand. So verdroß es Pfeiffer, daß man mit der Besprechung über die so wichtige Angelegenheit begonnen hatte, ohne seine Ankunft abzuwarten. Doch verschluckte er seinen Aerger, stopfte sich eine Pfeife, nippte an dem Biere, und hörte stillschweigend die weitere Auseinandersetzung Drossels an.

Dieser rekapitulirte noch einmal das schon Gesagte, und fuhr dann fort: „Wenn bei solchen Zuständen Zucht und Sitte immer mehr verschwinden, wenn der gewöhnliche Mann alle Scheu und allen Respekt verliert, und ich habe gestern Abend in Bezug darauf eine sehr traurige Erfahrung gemacht, so ist es am Ende nicht zu verwundern. Wenn es oben auf dem Rathhause so bunt zugeht, so ist es

natürlich, daß es in der Stadt noch toller getrieben wird.“ Pfeiffer dachte an seinen gottvergessenen Lehrling, der seit sechs Monaten seine Nummer Achtzehn geraucht, und gab seufzend dem Ausspruche Drossels, über den Verfall aller Zucht und Sitte, Recht. . .

„Es ist daher wohl endlich an der Zeit, wenn der anständige, ehrenwerthe Theil der Bürgerschaft sich ermannt, und diesem Treiben ein Ende macht. Die wüsten Zeiten, wo der ruhige Bürger des Abends nicht aus seinem Restaurationslokale zu Hause gehen konnte, ohne fürchten zu müssen, daß ihm unterwegs der Hut angetrieben werde, sind Gottlob längst vorüber, Ruhe und Ordnung herrschen in Stadt und Land, und einflußreiche, hochgestellte Männer —“ er zwinkerte dabei bedeutungsvoll Pfeiffer zu, der mit ihm gemeinschaftlich beim Kreisrath eine Unterredung über die Wahlen gehabt hatte, haben uns ihren Beistand zugesichert. Der Herr Stadtrath Pfeiffer und ich haben daher Euch, lieben Freunde, zu dieser Versammlung eingeladen, um mit Euch über die bevorstehende Wahl und unsere Betheiligung daran, Berathung zn pflegen. Ich habe gesprochen.“ Als Drossel geendet, erhob sich unter einem Theile der

Tafelrunde ein beifälliges Geflüster, ein Spucken und Räuspern, ein Klirren und Klappern mit den Biergläsern und sonstiges Geräusch, welches endlich vom Stadtrath Pfeiffer mit den in scharfem und kurzem Tone gesprochenen Worten: „Bitte ums Wort," unterbrochen wurde. Pfeiffer war in diesem Augenblicke die Beute einer sittlichen Aufregung, wie noch nie in seinem Leben. Der Vorfall mit August hatte sein Innerstes aufgeregt, und die Worte Drossel's über allen Verfall von Zucht und Sitte, hatten seine Aufregung noch gesteigert. Er erkannte in diesem Augenblicke, daß die Moral eine rücksichtslose sein müsse. Von diesem Gedanken, der mehr oder minder unklar in ihm wogte, getrieben, erhob er sich und sprach, die Augen, wie er es that, wenn er öffentlich redete, starr auf einen Punkt, in diesem Augenblick auf seine an der Thür hängende Plüsch-Mütze, gerichtet, in seiner hastigen, keuchenden Weise:

„Zucht muß sein, lieben Freunde und Gevattern, und Ehrlichkeit auch! Ich sage Euch, Ehrlichkeit vor allen Dingen und Aufrichtigkeit und keine Munkelei, sonst wird aus uns und unserer Sache im ganzen Leben nichts. Ehrlichkeit vor Allem."

Die Tafelrunde, über diesen Eingang frappirt,

sah sich verstohlen und erstaunt an, und der dicke Zeugmacher raunte dem Hofschlächter indignirt zu:

„Der Pfeiffer thut ja wahrhaftig, als wären wir eine Bande entlassener Zuchthäusler, was will er denn mit seiner Ehrlichkeit vor allen Dingen.“ Pfeiffer aber, starr auf seine Plüsch-Mütze blickend, auf deren Deckel ihm in Flammen-Schrift die verhängnißvolle Zahl 18 erschien, fuhr vom inneren Geiste getrieben fort:

„Ja, meine Freunde, Wahrheit muß sein und Gerechtigkeit und Ehrlichkeit! Nur so können wir die Stadt vom Verderben retten, vor Allem das heranwachsende Geschlecht, welches, wie ich aus eigener traurigen Ehrfahrung weiß, aufs Abscheulichste verwahrlost ist. Wenn wir daher das Regiment der Stadt wieder in unsern Händen haben, so gelte fortan,“ immer glühender flammte auf dem Mützendeckel die Nummer 18 vor Pfeiffers Augen auf, „Gerechtigkeit und Ehrlichkeit gegen Gevatter, wie Nicht-Gevatter, Freund, wie Feind, und falsches Gemäß, wie falsches Gewicht, werden bestraft, wo man es finde, sei es nun beim Gevatter und Hofschlächter Braun, oder —“

Eine Bombe, die unter eine Gesellschaft alter,

Kaffeetrinkender und ehrliche Namen mordender, Weiber fällt, hätte keine größere Verwirrung anrichten können, als diese Worte des ehemaligen Stadtraths. Wie auf einem Schlage fuhren Drossel und der Hofschlächter in die Höhe:

„Da soll doch ein Donnerwetter dreinschlagen," brüllte der grobe Fleischer, und schlug mit der geballten Faust auf den Tisch, daß die Biergläser emporsprangen, „wie können Sie von meinem falschen Gewichte reden, Herr Stadtrath, kehren Sie doch erst an Ihrer eigenen Thür! Ich habe mich auch noch nicht darüber moquirt, daß meine Frau neulich aus den zwei Pfund Kaffee, die sie bei Ihnen hat holen lassen, ein Viertelpfund kleine Steine herausgelesen, und daß Ihr Weinessig wie Wasser ist — was kümmert Sie mein Gewicht — Sie —"

„Und wer anders, als ein Verläumder, ein Gegner unserer guten Sache kann mir," rief der frühere Polizeiherr, gleichfall in Hitze gerathend, „Parteilichkeit vorwerfen? Wenn ich einmal Fünf gerade sein ließ, so geschah es gewiß, weil ich keinen anständigen Bürger in Strafe bringen wollte."

„Aber einen unanständigen, das heißt einen, der nicht zur Sippschaft gehörte," fiel der impertinente

Hofbäcker, der sich damit entschieden auf Pfeiffers Seite stellte, ein.

„Undankbarer!" rief jetzt Drossel voller Entrüstung, „habe ich Euch nicht selbst mehrmals gewarnt, daß die Gewicht- und Maaß-Untersuchungscommission kommen würde, und Euch so vor Schaden bewahrt?"

„Und habe ich Euch nicht allemal für eine solche Warnung zwei Speckkuchen, und Eurer Frau einen Mandelkuchen geschickt," schrie, roth wie ein Truthahn vor Zorn, der Bäcker, und sein dünner, röthlicher Backenbart richtete sich borstenartig empor.

„Mein Gott, so beruhigt Euch doch," fiel Knautschenbacher flehend ein, „wenn erst unter uns Streit und Hader ausbricht, dann hört ja Alles auf. Was wärmt Ihr so alte Geschichten auf?"

„Daran ist Niemand als der Pfeiffer Schuld." quikte der Gewürzkrämer Ströbel, der den ehemaligen Stadtrath, als einen Concurrenten, nie so recht leiden gekonnt, „der hat das ganze Unheil angestiftet."

„Wahrheit muß sein, und Ehrlichkeit und Gerechtigkeit — sonst ist man in seinem eignen Hause nicht sicher —" fuhr Pfeiffer, der auf seiner Plüsch-Mütze noch immer die verhängnißvolle Nummer 18! brennen sah, unberührt von dem Sturme fort, „und

wenn der Hofschlächter und der Polizeiherr auch noch so sehr gegen mich eifern, ich habe die Erfahrung in meinem eignen Hause gemacht, wo nicht —" Er konnte nicht vollenden.

Der Hofschlächter, dem das Sommerbier schon zu Kopf gestiegen, war, als er sich wieder nennen hörte, wüthend aufgesprungen und schrie, daß die Wände zitterten:

„Was ist wieder mit mir los, was soll es mit dem Hofschlächter, was wollen Sie von mir, bin ich Ihnen etwas schuldig? Was gehen mich Ihre Erfahrungen in Ihrem Hause an? Sie werden mit Ihrer Köchin einig gewesen sein, und die hat Sie bestohlen und Ihre Frau ist dahinter gekommen, und da hat's heute Donnerwetter gegeben und nun wollen Sie ihre Maliçen an uns auslassen, aber bei mir kommen Sie schlecht an." So tobte der aufgebrachte Mann, und die Andern wurden gleichfalls aufgebracht, und während sich die eine Hälfte um Drossel und den Hoffleischer scharrte, der wie ein Ajax brüllte, hielt sich die Andere zu dem Stadtrathe und rief: „Aber es ist wahr, der Stadrath hat Recht, und wenn das so fort geht, wie es früher

ging, so wird die ganze andere Bürgerschaft aufsässig."

Der Hofdrechsler aber, der Geisterseher, sagte, indem er Knautschenbacher mit seinen runden Augen starr und unheimlich anglotzte: „Sagte ich es nicht? Heute ist sein Reich offen. Es ist der Erbfeind, der den Zwietrachtssaamen gesäet. Er ist überall."

„Hol Euch der —" Knautschenbacher verstummte, denn Frühe erhob mahnend den Arm:

„Nennt ihn nicht, nur heute nicht, es ist Severinustag, wollt Ihr ihm anheim fallen?"

Unterdessen war der Hofbäcker, dem der Zwist eine wahre Herzensfreude, auf einen Stuhl gesprungen und schrie:

„Wer's mit dem Herrn Stadtrath Pfeiffer hält, trete hierher, wo ich stehe."

„Und wer es mit uns hält, trete hierher," schrie auf der andern Seite der Hofschlächter . . . Knautschenbacher — wo tretet Ihr hin?"

„Ihr . . . ich . ." rief Erdmann ganz betroffen, indem er sich in die Mitte stellte, „ich bleibe neutral, lieben Freunde und Gevattern, großer Himmel, ich mag Niemand beleidigen .. wir waren stets gute Freunde, nicht wahr, Drossel, und wir haben immer

in Eintracht mit einander verkehrt, nicht so Herr Pfeiffer?"

„Also wer hälts mit Herrn Stadtrath Pfeiffer?" schrie der stämmige Bäcker mit den krummen Beinen. „Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben, acht und wir zwei, der Herr Stadtrath und ich, sind Zehn — es ist die Hälfte." Und ehe die ehrenwerthen Freunde und Gevattern den Unterschied der beiden Principe, von denen das eine Pfeiffer, das andere Drossel hieß, noch recht begriffen, hatte das schadenfrohe Manöver des Bäckers schon die Spaltung vollendet. Dem ersten Antriebe ihrer persönlichen Sympathie oder Antipathie folgend, traten die Bürger auf diese oder jene Seite, und gesprengt war die Coalition, in zwei Parteien geschieden der Verein für Bürgerwohl und Bürgerglück!

„Unter solchen Umständen," sprach Pfeiffer, „werden Sie es wohl begreiflich finden, wenn wir uns ein anderes Lokal für unsere Besprechung aufsuchen. Gevatter Knautschenbacher, geben Sie uns eine andere Stube — guten Abend meine Herren," und er ging, seine Plüschmütze aufsetzend, gefolgt von seinen Anhängern, von denen der erste der Hofbäcker war, der im Abgehen dem Hofschlächter und Drossel einen

so schadenfrohen Blick zuwarf, daß Drossel und der dicke Zeugmachermeister Alles aufbieten mußten, um den Fleischer abzuhalten, dem niederträchtigen Kerle einen Rippenstoß zu versetzen.

Lieber Leser! der Du anfänglich wähntest, wir suchten bei der Erzählung von August's Cigarren-Rauchen nur Gelegenheit, Dir ein Lächeln zu entlokken, siehst Du nun Deinen Irrthum ein? Begreifst du nun den mächtigen Einfluß, den des jugendlichen Bösewichts Rauchgelüste auf die Geschicke dieser Stadt ausübte, und entschuldigst Du uns nun wegen der epischen Breite, mit welcher wir dir den rauchenden Lehrling vorführten?

Pfeiffers gereizte Stimmung, sein Zuspätkommen, seine moralische Aufwallung, die verhängnißvolle Nummer Achtzehn, Drossels und des Hofschlächters heftige Entgegnung, des Hofbäckers schadenfrohe Machinationen, die Sprengung des Vereins für Bürgerwohl, stehen sie nicht alle im engsten Causelnexus?

Darum, lieber Leser ,gedenke auch, wenn Du Dich an die Handschuh der Königin Anna, an das schiefe Fenster zu Versailles, an den Paletot des Herrn von Menzikoff erinnerst, gedenke auch der Cigarre August's und des ebenso alten und wahren Wortes,

welches Dir Dein trefflicher Lehrer schon in der Elementarschule eingeprägt: „Kleine Ursachen, große Wirkungen."

Dreizehntes Kapitel.

Ein junger Cavalier hatte sich lange vergeblich um die Gunst einer schönen Dame beworben. Da fiel er endlich auf ein ebenso interessantes, als wirksames Mittel, sich die Liebe seiner Angebeteten zu erobern. Er wußte, daß den Männern nichts so schnell der Frauen Huld und Gunst erwirbt, als ritterliche Tapferkeit. Der junge Cavalier brachte in Erfahrung, daß seine Angebetete eines Abends eine Freundin besuchen würde, er wußte auch, daß die Dame bei diesem Besuche ohne Begleitung sei. Als die Angebetete an dem bewußten Abende von der Freundin zurückkehrte, wurde sie in einer menschenleeren Gasse plötzlich von zwei wüsten Gesellen auf brutale, schnöde Weise angefallen. Sie schrie um Hülfe! Und plötzlich tauchte am andern Ende der

Gasse eine Gestalt auf, die stürmisch auf die Beleidiger der Dame zueilte, den Einen mit einem Schlage zu Boden warf, den Andern aber in schleunige Flucht jagte. Halb ohnmächtig nahm das erschreckte Mädchen den Arm ihres Retters, der kein anderer, als der junge Cavalier war. Acht Tage später waren die Beiden verlobt. Die ganzen Ausgaben aber, die dem glücklichen Bräutigam sein Plan gekostet, waren drei Thaler Schmerzensgelder, die er den beiden Eckenstehern für das gelungene Spiel ihrer Rolle schenkte.

Wenn wir noch hinzufügen, daß die Ehe eine glückliche wurde, so wirst Du, geneigte Leserin, am Ende Dich auch über die kleine Komödie wegsetzen, zumal wenn wir die Versicherung geben, daß der junge Herr ebenso ritterlich gehandelt haben würde, wenn der Zufall, und nicht er selbst, das Abentheuer in Scene gesetzt.

Seit Einführung der Gasbeleuchtung und der wohlorganisirten Straßenpolizei, sind jedoch diese Zufälle selten — kann man es nun dem verliebten, jungen Manne so hoch anrechnen, wenn er dem Zufalle ein wenig unter die Arme griff? Möglich sind diese Zufälle aber noch immer, zumal an dunklen,

regnerischen Herbstabenden, wo, weil Mondschein im Kalender, die Gaslaternen nur sehr sparsam brennen und die Diener der öffentlichen Sicherheit, die eben so wie andere Menschen dem Schnupfen ausgesetzt sind, sich unter dem trockenen Obdache der Restaurationen heimischer und behaglicher fühlen, als draußen auf den Straßen in Wind und Wetter.

Ein solcher Abend aber war der heutige Sonnabend.

Ein norddeutsches Herbstwetter, wie man es sich in einem Romane — denn wir erzählen eine wahre Geschichte — nicht besser wünschen könnte. Es schneite, regnete und stürmte durcheinander in wildem Wirbeltanze. Die wenigen Gaslaternen — es stand Mondenschein im Kalender — verbreiteten ein ungewisses, schwankendes Licht, gerade hinreichend, um zu verhüten, daß die sich Begegnenden mit den Köpfen zusammen rannten. Dieser Uebelstand war auch noch eine Erbschaft, welche die Stadt aus der „guten alten Zeit" übernommen hatte. Der damalige Magistrat, dessen Mitglieder meistens Actionnaire der Gascompagnie waren, hatte mit dieser einen Contract auf 10 Jahre abgeschlossen. Im nächsten

Jahre war die Frist abgelaufen, und der Stadtrath hatte dem Directorium der Compagnie schon angezeigt, daß er in Zukunft durchaus nicht gewillt sei, den Mond als Stellvertreter und Ersatzmann der Gasbereitungs-Gesellschaft anzusehen.

An dem heutigen Abende war aber noch der Kalender-Mondenschein die Hauptbeleuchtung und die Bewohner, welche an demselben ausgingen, wandelten im strengsten Sinne des Worts: sehr dunkle Wege.

Manchem mochte die Finsterniß schon recht sein; im Dunkeln kann sich unbemerkt und ungestraft die Gemeinheit regen, die sich beim Scheine des Lichts scheu und zitternd in versteckte Winkel flüchtet.

Zu denen mochte auch wohl jener Mann gehören, der dort an der Häuserreihe des Dom-Platzes dahin tänzelte. Es war gegen acht Uhr und der Mann kam aus einer jenen Kellerwirthschaften, wie es deren in diesem Stadttheile viele gab.

Er hatte gut gegessen und getrunken, hatte der hübschen Kellnerin unters Kinn gegriffen und war hierauf fortgegangen, um, wie er dem Wirthe

ins Ohr flüsterte, ein wenig auf die Jagd zu gehen.

Er pfiff ein Schelmenliedchen vor sich hin, und klimperte vergnügt mit den Viergroschenstücken in seiner Tasche, während seine Augen links und rechts umher späheten. . .

„Kapitaler Tag" lachte er jetzt bei sich, „heute gelebt, wie Herr-Gott in Frankreich. Hä hä hä... Wenn's Wetter nicht so hundeschlecht, machte ich einen Abstecher nach Grünthal hinaus, Blitzmädel, die Babette, kanns dem Catecheten nicht verdenken, wenn er ihr Betstunde giebt . . . hä hä . . . Verflucht leer heute Abend?" fuhr er dann fort, indem er eifrig nach beiden Seiten der Straße hinspähte, „zu schlechtes Wetter für die Jagd, bleiben lieber zu Hause. . . hä hä. . . denken sie kriegen den Schnupfen, die dummen Dinger . . hä hä, wer ist das .. da . . . Sie da, Jüngferchen . . . Mamsellchen, wollen Sie mich denn nicht mit nehmen?"

Diese letzten Worte des Mannes waren an eine Dame gerichtet, die, von der andern Seite des Platzes kommend, dicht an den sonderbaren Jäger vorüberging. Sie war von schlanker Statur, dicht verschleiert und elegant gekleidet, wie man bei dem schwachen

Lichtscheine einer einsam brennenden Gaslaterne erkennen konnte. Hörte sie die Anrede des alten Wüstlings nicht, oder wollte sie sie nicht hören; sie ging stillschweigend weiter.

„Thut das zimperlich, hähä, kenne das,“ lachte der Andere, „na, na, nur nicht so schnell, kleine Spröde . . . hä? wir sind heute bei Kasse . .“ Und er klimperte mit dem Gelde in seiner Tasche. Da aber die Dame noch immer stillschweigend ihren Weg fortsetzte, wurde er zudringlicher.

„Verstehen mich wohl nicht, Mamsellchen,“ „wie wäre es . . . 'ne kleine Abend-Promenade . . . hähä . . . und er raunte der Dame eine Gemeinheit ins Ohr, wie sie nur alte Wüstlinge auszusprechen vermögen, und suchte dabei zugleich seinen Arm um die Hüfte derselben zu legen. Bei diesem brutalen Angriffe blieb die Dame plötzlich stehen, doch rief sie weder um Hülfe, noch fiel sie in Ohnmacht, sondern sie drehte sich nach ihrem Verfolger um, und gab ihm eine so energische, determinirte Ohrfeige, daß Jenem für einen Augenblick Hören und Sehen verging. Eine wohl applicirte Ohrfeige ist ein wunderbares Löschungs-Mittel verliebter Anwandlungen.

Aus dem verliebten Kater wurde ein wüthender Tiger, der sich mit roher Wuth auf die Dame stürzte.

„Niederträchtige Canaille," zischte der Getroffene, dem die Backe wie Feuer brannte und erhob den Arm.

„Du Schuft," antwortete hinter seinem Rücken eine andere Stimme, zugleich fühlte er sich am Rockkragen gefaßt, und mit einem Wurfe gegen die Mauer des nächsten Hauses geschleudert.

„Herr Hauptmann!" rief die Dame mit freudiger Stimme, „o, wie danke ich Ihnen, daß Sie mich von diesem Menschen befreit."

„Einen Augenblick, mein Fräulein," sprach Berg, denn er war es, und trat auf den alten Wüstling zu.

In diesem Augenblicke stahl sich ein schwacher, weißlicher Mondstrahl durch das dunkle Gewölk und fiel auf die an der Mauer lehnende Gestalt.

Der Hauptmann sah mit einem Ausdrucke der Verachtung auf diese gemeinen, aufgedunsenen Züge, dieses giftig funkelnde Auge, und diesen von Völlerei und Schlemmerei aufgeschwemmten Körper des alten Kerls.

„Ah, Sie sind es, Schippmann,“ sprach Berg, sich mit Mühe beherrschend, während der Andere sich so dicht an die Wand drückte, als wolle er sich in das Gestein verkriechen, „fast ahnte ich es . . . Pfui, schämen Sie sich nicht, Sie alter Mensch, auf so gemeinen, schmutzigen Wegen zu gehen?“

Wie Schippmann sah, daß er von Seiten des Hauptmanns keine Thätlichkeiten zu befürchten, brach sogleich seine ganze Unverschämtheit wieder hervor und, indem er den alten fettigen Felbelhut tief in die Stirn drückte, sprach er:

„Unbesorgt, Herr Hauptmann, hä hä . . . hab' mich nur in der Adresse geirrt . . . hä hä . . . kommt von der Dunkelheit . . . verdammt schlechte Beleuchtung . . . dachte es wäre . . “

Der Hauptmann kehrte ihm verächtlich den Rük-ken und schritt auf die Dame zu: „Fräulein, darf ich Sie begleiten?“

Die Dame legte ihren Arm in den seinigen und Schippmann spöttelte dem Paare nach: „Hä hä... zu Hause begleiten . . . ei, ei Jüngferchen hä hä... weiter wollt' ich ja auch nichts . . . aber mit dem Herrn Hauptmann möchte ich 'n Hühnchen rupfen... hä hä . . . verflucht gut, daß ich ihm schon heute

früh Süppchen beim Kreisrathe eingebrockt. . . wenn nur die Attaque vorausgewußt . . . hä hä, hätte die Suppe noch mehr versalzen . . . doch, wird sich machen.“ Und er bog in eine der kleinen Nebengassen ein.

„Sie kennen diesen Menschen?“ frug Fräulein Böhmer, denn sie war die Dame, ihren Begleiter.

„Ganz zufälliger Weise,“ entgegnete der Hauptmann mit bewegter Stimme, denn in so naher und vertraulicher Berührung war er noch nie mit dem geliebten Mädchen gewesen, „durch den Candidaten Oppermann . . Wir begegneten einst diesem Schippmann, und Oppermann bezeichnete ihn mir als denjenigen, der ihn beim Kirchen- und Schulcollegium denuncirt. Auch Advokat Karsten warnte mich vor ihn als einen gefährlichen Menschen.“

„Einen gefährlichen Menschen, und wie das?“ frug Optativa nicht ohne eine leise Besorgniß im Tone.

„Karsten nannte ihn einen Denuncianten, Spion!“

„Mein Gott!“ rief Fräulein Optativa in leisem und erschrockenen Tone, „dann wird er gewiß auch an Ihnen sich zu rächen suchen.“ Ueber die Züge des Hauptmanns flog ein trübes Lächeln.

„Mir wird er wenig schaden können, denn mein Aufenthalt in hiesiger Stadt wird nicht lange mehr währen."

„Sie wollen fort von hier!" frug erschreckt das junge Mädchen und ihr Athem stockte, denn in dem Augenblick fühlte sie, was sie sich lange verheimlicht, daß sie den Hauptmann liebe.

„Ich muß fort von hier . ." sagte der Hauptmann mit bewegter Stimme.

„Sie müssen fort—" rief Optativa, „ein Mann darf nie müssen." Der Hauptmann zuckte mit den Schultern.

„Sie werden dieses „Müssen" begreifen, mein Fräulein," fügte er dann mit einer Stimme hinzu, die, trotz aller Selbstbeherrschung, die innere Aufregung nur zu deutlich verrieth, „wenn ich Ihnen sage, daß mir vor einer Stunde aus dem Bureau des Herrn Kreisraths von Spitzkopf ein Schreiben überbracht wurde, in welchem mir mitgetheilt wird, daß ich die hiesige Stadt binnen 8 Tage zu verlassen habe."

„Sie werden ausgewiesen, und warum?" frug Optativa überrascht.

Sie hatte im ersten Augenblicke an den Conrec-

tor Brinkmann gedacht, und diesen für den Urheber der Ausweisung, die den Hauptmann so plötzlich traf, gehalten. Allein in der nächsten Minute sagte sie sich sogleich, daß der Conrector trotz seiner Eifersucht, doch eine zu noble Natur sei, um sich auf diese Weise eines Nebenbuhlers zu entledigen.

„Sie fragen nach dem Grunde meiner Ausweisung?" entgegnete Berg, „dieselbe Frage habe ich mir selbst schon vorgelegt. Mein Gott," fügte er hinzu, „das Ermessen des Herrn Kreisraths ist ein hinreichender Grund."

„Haben Sie schon einem Ihrer Bekannten davon gesagt."

„Nur dem Candidaten Oppermann,"

„Und was sagte dieser?"

„Er zuckte mit den Achseln und meinte: vielleicht bin ich, Karsten, oder Hagen die Ursache."

„Wie?" frug Optativa, die den Sinn dieser Antwort nicht recht verstand.

„Oh," sprach der Hauptmann, „mein Freund glaubte, mein Umgang mit ihm und dem Advokat Karsten oder Doctor Hagen wäre vielleicht die Ursache."

„Der Doctor Hagen ist ja erst seit wenigen Tagen hier.“

„Ja, man hat mich aber mit ihm gestern Abend auf der Brandstelle gesehen, und das ist hinreichend.“

„Ist denn dieser Hagen ein so gefährlicher Mensch?“

„Oh nein, das wohl nicht, allein ein Theil der Bürgerschaft hat die Absicht, ihn zum Bürgermeister zu wählen, und das ist genug, um ihn dem Kreisrathe verdächtig zu machen.“

„Und glauben Sie, daß dies wirklich der einzige Grund?“ frug erstaunt Optativa, die nicht begreifen konnte, wie man einen Menschen deshalb ausweisen konnte.

„Fast däucht es mir unglaublich . .“ sprach der Hauptmann, „indessen Oppermann ist fest davon überzeugt.“

„Und läßt sich dieses Unglück nicht abwenden?“

„Ich kenne die hiesigen Gesetze in dieser Beziehung zu wenig; Oppermann gab mir den Rath, mit dem Advokaten Karsten zu sprechen, vielleicht könnte ich Recurs einlegen.“

„Sind Sie Willens es zu thun? —“ frug Opta=

tiva bebend. Der Hauptmann fühlte an dem zitternden Arme des Mädchens, die innere Bewegung desselben und der Gedanke: sie liebt dich, zog in diesem Augenblicke mit sonnenklarer Gewißheit in seine Brust.

Ach, der arme Hauptmann hatte in den letzten Jahren so viel Trübes und Bitteres erlebt, daß er kaum an die Möglichkeit dieses Glückes zu glauben wagte. Der Zauber dieses Gedankens hielt ihn so umfangen, daß ihn Optativa noch einmal fragen mußte, bevor er ihr antwortete.

„Bis jetzt war ich noch in Zweifel, ob den Wanderstab ergreifen, oder versuchen, die Ausweisung rückgängig zu machen,“ antwortete er mit frohem, zuversichtlichem Tone, „doch jetzt bin ich es nicht mehr.“ Ein leiser, kaum merklicher Druck ihres Armes sagte ihm, daß sie ihn verstanden.

„Ich glaube, wir gehen einen und denselben Weg,“ begann der Hauptmann nach einer kleinen Pause —

„Gehen Sie auch zu Herrn Gerold?“ frug Optativa.

Berg bejahte.

„Ich verweile unendlich gern im Kreise dieser Menschen,“ plauderte Optativa, die Brust von jener süßen, ungetrübten Heiterkeit erfüllt, die stets das Bewußtsein, geliebt zu werden, hervorruft, „Frau von Stern ist ein herrliches Weib, ein Weib, wie es wenige giebt.“ Sie sagte das Letztere in einem so begeisterten, schwärmerischen Tone, daß Berg's Interesse für Frau von Stern erregt wurde.

„Sie kennen sie näher, liebe Optativa,“ frug er, „Sie ist Ihnen Freundin?“

„Und was für eine Freundin — o Ludwig,“ Optativa stockte bei der vertraulichen Benennung, die ihr unwillkührlich entschlüpft und es war gut, daß die Nacht die brennende Röthe ihrer Wangen verbarg. Der Hauptmann beugte sich ein wenig zu dem reizenden Mädchen hinab, und flüsterte ihr mit bebender Stimme ins Ohr: „Warum stockten Sie, Optativa, wenn Sie wüßten, wie mich dieser Name aus Ihrem Munde glücklich macht, doch Sie wollten mir ja von Frau von Stern erzählen, von Ihrer Freundin.“

„Ja,“ sprach Optativa enthusiastisch, „von meiner Freundin, und ich wünsche sehnlich, Ludwig, das

Schicksal möge Ihnen einen solchen Freund geben, wie es mir in Mathilde eine Freundin gegeben."

„Sie verzeihen eine indiscrete Frage," sprach der Hauptmann, „ich sehe Frau von Stern häufig so ernst, daß ich mich oft schon fragte, welcher Kummer wohl das Herz dieser jungen, liebenswürdigen Frau drücke. ."

„Ihnen gegenüber darf ich wohl davon sprechen," sprach Optativa mit leiser Stimme, „denn ich weiß, daß meine Freundin darüber nicht böse sein wird. Sie achtet Sie, und weiß, daß —" sie stockte. Der Hauptmann errieth, was das Mädchen sagen wollte.

„O, mein süßes Mädchen," flüsterte er leidenschaftlich, „sprechen Sie aus."

„Daß wir . . ." stammelte sie.

„Optativa!"

„Ludwig — Ludwig!" flüsterte sie. In jenes stumme Entzücken versunken, das mit solchen Augenblicken eines ersten Liebesgeständnisses verbunden, gingen die Beiden neben einander her.

Optativa brach endlich das Schweigen. Sie mußte sprechen, das Herz war ihr so voll. Sie wendete das Gespräch wieder auf die Freundin: „Sie frugen

mich nach der Ursache des Ernstes und der Traurigkeit, die Sie oft auf Mathildens schöner, reiner Stirne erblickten. Die Gegenwart hat daran keine Schuld. Es ist der Schatten einer trüben, schmerzlichen Vergangenheit, der noch zuweilen auf meiner Freundin klare Züge fällt. Sie hat auch viel Bitteres erfahren. Kennen Sie vielleicht zufällig die Passionsgeschichte ihres Ehestandes?"

Der Hauptmann verneinte.

„Es ist Ihnen bekannt, daß Mathilde und Frau Gerold Schwestern sind. Beide besaßen ein beträchtliches Vermögen und fanden deshalb auch eine Menge Anbeter und Bewerber. Die Mutter war ihnen frühzeitig gestorben und der Vater Fabrikbesitzer, ein äußerst stolzer, ehrgeiziger Mann. Elise, die ältere Schwester, lernte Herrn Gerold kennen, und der Vater gab seine Einwilligung zu einer Verbindnng mit dem reichen Banquier. Zu jener Zeit wurde der Baron von Stern, ein Mann in den dreißiger Jahren, in Mathildens väterliches Haus eingeführt. Er lernte das junge, siebzehnjährige Mädchen kennen, verliebte sich in sie und bat um ihre Hand. Mathilde fühlte eher eine Abneigung, als Liebe für Herrn von Stern, und bat ihren Vater

flehendlich, sie nicht zur Heirath mit dem Baron zu zwingen — vergebens. Dem Commerzienrathe schmeichelte der Gedanke, einen adligen Schwiegersohn zu haben, und seine Tochter zur Baronin erhoben zu sehen, zu sehr, als daß er den Bitten seines Kindes Gehör geschenkt. . Trotz ihres Widerstrebens wurde Mathilde des Baron's Gattin.

Die Ehe war eine unglückliche. Der Baron war ein eingefleischter Egoist, und die arme, junge Frau verlebte viele trübe Tage an der Seite dieses Mannes, dessen tyrannischer Wille sie zum willenlosen Werkzeuge seiner Launen machte. . . Vieles hat mir Mathilde verschwiegen, und nur durch Andeutungen eine Schilderung jener qualvollen Existenz gegeben, aber das, was ich hörte, war hinreichend, um mich fühlen zu lassen, daß jenes Eheband ein Höllenleben für meine arme Freundin gewesen sein muß. O dieser launenhafte Egoismus der Männer," schloß Optativa leidenschaftlich bewegt, „wie zerstört er so häufig das Glück eines Frauenlebens und die Ruhe eines Frauenherzens. ."

„Nach diesen Erfahrungen scheint es bei Frau von Stern eine schlechte Empfehlung zu sein, dem

männlichen Geschlecht anzuhören," warf der Hauptmann leicht scherzend hin.

„Sie haßt die Männer," sprach Optativa lebhaft, „sie haßt sie aus tiefstem Herzensgrunde — noch mehr, sie verabscheut sie."

„Alle?" frug Berg lächelnd.

„Das ganze Geschlecht," antwortete eifrig das junge Mädchen, „vielleicht ihren Schwager, Herrn Gerold ausgenommen, den sie einen Mann ohne Laune und ohne Egoismus nennt."

„Also doch eine Ausnahme," meinte der Hauptmann lächend, „ja ich kenne diesen Haß mancher Frauen gegen unser Geschlecht, der nur eine Ausnahme zuläßt, die gerade natürlich derjenige Mann ist, den sie lieben. . . Schlimm nur, daß gerade diese Ausnahme häufig so wenig, diesem Vertrauen entspricht. Indessen hier ist es etwas Anderes. Frau von Stern achtete ihren Schwager und liebt ihn nicht, sie mag also in dem Falle richtiger urtheilen. . Uebrigens kenne ich zwei Individuen meines Geschlechtes, die sehnlichst wünschen, daß diese Ausnahme auch auf sie ausgedehnt wird."

„Sie meinen Herrn von Buchen und den Doctor Schönefeld? —" lachte Optativa und fuhr dann

fort, „aber glauben Sie nicht, daß Frau von Stern ein anderes, als ein rein psychologisches Interesse für diese beiden Herren empfindet; meine Freundin hat zu bittere Erfahrungen gemacht, um nicht allzusehr auf ihrer Hut sein.“

„So, so,“ sprach der Hauptmann, nicht ohne einige Verwunderung, „die Herren dienen also nur als Object zu psychologischen Experimenten . . . wissen Sie Fräulein Optativa, daß dies nicht besonders schmeichelhaft für Herrn von Buchen und den Doktor Schönefeld ist?“ Das Mädchen lachte.

„Es mag sein, indessen haben sie sich über meine Freundin nicht zu beschweren, daß diese sie animirt, sich als Experimental-Object herzugeben — sie thun es aus eignem Antriebe. . .“

„Man kann es am Ende,“ sprach der Hauptmann nach einem kurzem Stillschweigen, „einer Frau nicht verargen, wenn sie nach so bitteren Erfahrungen auf ihrer Hut gegen die Männer ist, indessen däucht mir dieses psychologische Experimentiren für eine so junge liebenswürdige Wittwe — nicht ohne Gefahr. Wenn nur ein solcher Versuch für sie einmal nicht übel ausfällt.“

„Deßwegen sein Sie unbesorgt, mein Freund,“

lachte Optativa, „Mathilde ist viel zu gescheut und gewitzigt, um sich noch einmal in Gefahr zu begeben — und dann sehen vier Augen mehr als zwei, das heißt, meine Augen werden die Freundin gleichfalls vor jeder Gefahr zu bewahren suchen!“

„Ei, ei,“ scherzte der Hauptmann, „so sind Sie, mein liebes Fräulein, auch eine Alliirte gegen die armen Buchen und Schönefeld. . .“

„Gegen die Beiden wahrhaftig nicht,“ lachte Optativa, „nein, nein, von daher droht meiner Freundin keine Gefahr — eher —“ Sie brach plötzlich, wie ärgerlich über sich selbst, ab. „Nun?“ frug lächelnd der Hauptmann, „Sie verstummen — also scheint es doch, daß Ihre Freundin noch nicht ganz uneinnehmbar ist und noch erobert werden kann.“

„Man merkt Ihnen doch immer an, daß Sie das Kriegshandwerk getrieben,“ schmollte Optativa scherzend, „was sind das für Ausdrücke: uneinnehmbar und erobert. Ein Frauenherz mit einer Festung zu vergleichen . . . Ja, es wäre recht gut, wenn die Frauenherzen so fest und hart, wie die Mauern einer Citadelle wären, die Herren der Schöpfung würden dann genöthigt sein, achtungsvoller mit ihnen umzugehen. .“

„Sieh da . . die Lehre der Freundin,“ neckte der Hauptmann, „hüten Sie sich Optativa, oder Sie werden gleichfalls eine Männerfeindin, wie Frau von Stern.“

„Erst werden?“ entgegnete Optativa, „vielleicht bin ich es schon.“

„Himmel! —“ rief der Hauptmann mit komischem Schrecke.

„Nun beruhigen Sie sich nur,“ lachte die reizende Tochter des Rectors, „Sie kennen doch das Wort: nulla regula sine exceptione?“

„Wie, Sie sprechen auch Latein?“

„Sie fragen noch?“ antwortete Optativa, sich mit komischer Gravität in die Brust werfend, „mich, die Tochter eines Gymnasialrectors? Mich, die ich statt mit Milchbrei mit Vokabeln gefüttert wurde? Hören Sie einmal: mensa der Tisch, Genetiv mensae des Tisches, Dativ mensam dem Tische. —“

„Bravo, bravo,“ lachte der Hauptmann, mensam dem Tische — o Optativa, Sie sind eine ächte Rectors-Tochter,“ und er lachte, daß ihm das Wasser in die Augen trat, indem er wiederholte, Dativ: mensam dem Tische.“

„Ist es etwa nicht richtig?“ frug noch immer

in einem Tone komischer Gravität das schalkhafte Mädchen, — wollen Sie conjugiren hören. Passen Sie auf: amo ich liebe, amas Du liebst, amat er liebt, amamus wir lieben."

„Ja amamus" lachte Berg innig und seelenvergnügt, „lassen Sie uns bei der ersten Person Pluralis Präsentis stehen bleiben. — Sie sind ein herrliches Mädchen Optativa." „Sehen Sie das ein?" sprach das glückliche Mädchen in heiterm Uebermuthe, „begreifen Sie nun, daß es auf der Erde keine zweite Optativa Böhmer gibt — geben kann."

„Optativa!"

„Nun denn, weil Sie es einsehen," fuhr das Mädchen schelmisch fort, „so will ich Ihnen, aber ganz im Stillen, verrathen, daß es mit meinem Latein gar nicht so erschrecklich weit her ist! Die Redensart habe ich — aber sagen sie es ja Niemandem weiter, —" mahnte Optativa mit komischen Ernste, „von Papa aufgeschnappt."

Der Hauptmann hätte das drollige Mädchen in die Arme schließen mögen!

„Nun gefaßt, Ludwig," sprach Optativa, indem sie auf das Haus Gerold's deutete, „vergessen Sie nicht, daß wir vor den Augen der Gesellschaft nur

amicus und amica sein dürfen, wie der Lateiner sagt."

Verlassen wir jetzt unser Pärchen, und sehen wir uns ein wenig nach dem, im Dunkel jenes Seitengäßchens verschwundenen Abentheurer Schippmann um. Die eben bestandene Affaire hatte seine Stimmung nur vorübergehend trüben können.

„Gibt genug von der Art," sprach er für sich, indem er die kleine Gasse hinabtänzelte, „werde auch noch etwas finden . . . hä hä . . . für jede Birne ist ein Stiel gewachsen . . . hähä . . . Wetter . . . Wetter. Sie da! kleine Hexe . . wo hin? straf' mich, straf' mich. . Das ist die Babette . . . in dem Wetter von Grünthal herein? Aber so hören Sie doch, Sie kleiner Nickel."

So redete der alte Bummler ein Mädchen an, die um eine Ecke biegend, mit schleunigen Schritten vor ihm dahin eilte. . Aber so eifrig er auch hinter ihr her war und sie rief, das Mädchen eilte, ohne auf ihn zu hören, dahin, in die Magdalenenstraße einbiegend.

„Möcht doch wissen, wo die Hexe hingeht . . . hähä . . . hat verdammt eilig . . . hört und sieht

gar nicht. . . Blitzmädel das. . Wenn ich mit der 'mal verstecken spielen könnte. . . Hä hä . . das wäre 'n Gaudium August. Sapperment . . . wo ist die Dirne hin? Straf mich! Sie geht zum Catechetchen Eduardchen, Eduardchen . . . das Mädel bricht Dir noch mal das Genick . . . hä hä . . was gehts mich an? Lasse es brechen . . er ist zwar so eine Art Blutverwandschaft von mir . . hä hä, und ich . . so eine Art Onkel von Eduardchen . . aber die Onkelschaft trägt zu wenig ein . . . er ist verdammt knauserig in der letzten Zeit geworden, und obendrein soll's nicht mal den Leuten sagen, daß er so 'n Art Vetter . . . freilich . . . freilich, bin grade kein frommer Christ . . . hä hä, und der Eduard ist so 'n frommes Schäfchen . . . hä hä... doch 'n verfluchter Kerl . . . und wenn die Spekulation mit dem Dinge, der Marie, glückte . . 'n gemachter Mann. Hä hä. Fällt auch was für 'n Onkel ab, hä hä." Während dieses Selbstgesprächs war der alte Bummler bis an die Thür des Hauses gekommen, in welchem Babette verschwunden war, und in dessen zweitem Stock der Catechet Schamvogel zwei kleine, an einander stoßende Zimmer bewohnte. . .

„Eduardchen, Eduardchen . . . nimm Dich in Acht . . . hä hä . . das Ding wird gefährlich . . . Wenn's der Herr Schulrath erfährt. . . Straf mich . . . so ist's ex . . . hä hä . . . Möcht aber doch mal wissen, ob er Betstunde mit der Babette hält . . . hä hä oder ihr . . . von der christlichen Liebe erzählt. . . Verfluchter Kerl, der Eduard!"

Und mit leisen Fuchstritten schlich er zur Treppe hinauf . . . Neben dem Wohnzimmer des Catecheten befand sich eine Art Alkoven, in welchem dieser seine Kleider aufbewahrte. Von diesem Alkoven aus, der zwei Thüren, eine nach dem Vorplatze heraus und eine nach der Wohnstube zu, hatte, konnte man durch ein Glasfensterchen Alles sehen, was im andern vorging. Schippmann drückte behutsam auf die Klinke der Alkoventhüre, die sich sofort öffnete, und huschte hinein.

„Hä hä," lachte er bei sich, „doch 'n verfluchter Kerl, der Eduard — Straf mich . . . hält Betstunde noch . . . freilich, mit Der da drinnen möchte ich auch 'mal beten. . ." Und mit einem gemeinem Lächeln blinzelte er durch das Fenster.

Er sah und hörte sonderbare Dinge.

Der Catechet saß im Hausrocke auf dem Sopha,

blickte überrascht und scheu auf das Mädchen, welches in tiefer Aufregung vor ihm stand und in leidenschaftlicher Erregung zu ihm sprach. Sie hatte das Umschlagetuch abgeworfen und das regenfeuchte, dichte, schwarze, gescheitelte Haar, welches durch den eiligen Lauf in Unordnung gerathen, aus der Stirn zurück gestrichen. Das dunkle Thibetkleid, 'welches sie trug, ließ deutlich die ganze Formen-Schönheit ihrer schlanken, üppigen und doch ebenmäßigen Gestalt erkennen. Das kleine buntseidene Knüpftuch, welches sie um den Nacken geknüpft, hatte sich verschoben und eine Büste, so voll und weiß, daß jeder Bildhauer sie zum Modell hätte nehmen können, wurde sichtbar. Dazu volle, runde, schön geformte Hüften und 'einen Nacken, so üppig, wie man ihn nur bei einer Römerin finden kann. Die Augen dunkel, mit langen Wimpern, und mandelförmig. In diesem Mädchen lag eine Fülle von glühender, begehrender Sinnlichkeit, etwas Bachantinenartiges, welches, Alles vergessend, in dem Verlangen nach Genuß, nach heißem Sinnengenuß des Lebens, des Weibes einzige Bestimmung fand. Jetzt zwar, in diesem Augenblicke, schimmerte diese sinnliche Seite ihrer Natur nicht durch, denn eine andere, gewaltige

Leidenschaft war in ihr erwacht, und beherrschte momentan alle andern Gefühle. Es war die Eifersucht, qualvoll und peinlich für Jeden, dessen Seele unter ihren Stacheln blutet, aber ein brennendes, loderndes, verzehrendes Feuer für jene Naturen, bei denen die Sinnlichkeit das Hauptmoment der Liebe ist. Keuchend von der Aufregung und dem eiligen Laufe, vergeblich nach Fassung ringend, sprach sie mit bebendem Munde:

„Antworte mir, Eduard, bei Deiner und meiner Seligkeit beschwöre ich Dich darum — bei der des Kindes, dieses armen, unschuldigen Wesens, das ich in qualvoller Angst unter meinem Herzen getragen, unter blutigen Thränen und Jammern geboren — antworte mir, Eduard: hast Du mich verrathen, betrogen, willst Du wirklich jenes Mädchen zu Deinem Weibe nehmen?“

In des Catecheten Züge spiegelten sich die verschiedenartigsten Empfindungen: Scheu, Angst, sinnliches Begehren und Verlegenheit. Das Mädchen mußte ihn noch einmal auffordern, bevor er antworten konnte:

„Babette — wer hat Dir diese Dinge gesagt, die Dich in Sturm und Wetter von Grünthal her-

eingejagt haben? Wozu dieser Ungestüm, sprich leiser, mein Kind," und er wollte sie bei diesen Worten an sich ziehen, „man könnte Dich hören."

„Rühre mich nicht an," zürnte das Mädchen, einen Schritt zurück tretend, mit sprühenden Augen, „bevor Du meine Frage beantwortest. Du willst wissen, wer es mir gesagt? Die Botenfrau aus Grünthal war heute früh im Hause des Bürgermeisters, und hat es von den Dienstleuten gehört.

Eine tiefe Röthe flog über des Catecheten Eduard Schamvogel blasse Züge.

„Und sie hat es Dir wieder gesagt?" frug er mit leiser Stimme, der man ein leichtes Beben anhörte.

„Ja, denn sie kennt unser Geheimniß."

Eduard Schamvogel lächelte sonderbar.

„Unser Geheimniß, Babette?" frug er leise, „haben wir ein Geheimniß, Babette?" und wieder schwebte jenes sonderbare Lächeln um seine Lippen.

Das Mädchen sah ihn mit ihren dunklen Augen groß und ernst an.

„Willst Du Deinen Scherz mit mir treiben?" sprach sie endlich, „oder was willst Du?"

„Was ich will, mein Liebchen? Dich küssen und

herzen," schmeichelte er, indem ein lüsternes Feuer aus seinen Augen brach und er einen Versuch machte, das Mädchen auf seinen Schooß zu ziehen. Sie aber wehrte mit hastiger, wilder Geberde ab.

„Jetzt nicht, Eduard," sprach sie in entschlossenem Tone, „beim ewigen Gotte nicht — erst antworte mir auf meine Frage: ist es wahr, daß Du um die Hand jenes Mädchens geworben?"

Der Catechet bückte sich zur Diele nieder, um sein Taschentuch aufzuheben und antwortete dann, das Mädchen wieder mit jenem sonderbaren Lächeln anblickend:

„Willst Du eine kurze, runde Antwort, Babette?"

Das Mädchen nickte stumm mit dem Kopfe, während ihr Herz so laut klopfte und hämmerte, daß man die einzelnen Schläge hören konnte.

„Ja!" sprach er. Dieses einfache, kurze „Ja" traf die stolze, volle Gestalt des Mädchens wie der Blitzstrahl die schlanke Tanne. Sie brach zusammen und wäre auf die Diele gestürzt, wenn sie der Catechet, der hastig aufsprang, nicht in seinen Armen aufgefangen.

„Babette!" rief er leise, jetzt in der That erschrocken — „Babette, was ist Dir —?"

Das Mädchen machte eine schwache, abwehrende Geberde und suchte sich aus seinen Armen loszuwinden.

Aber er hielt sie fest und ließ sie nicht los. Er neigte sein Haupt gegen ihren Mund, und küßte sie auf die noch immer rothen, schwellenden Lippen.

Bei dieser Berührung zuckte das Mädchen, wie im Krampfe, zusammen, ein Schauer flog über ihren Leib und wild und jach riß sie sich aus seinen Armen.

Er wollte sie wieder umfassen, doch sie wich mit einer Geberde des Abscheus bis an die Zimmerwand zurück und rief mit gellender Stimme:

„Wage es nicht, Dich mir zu nahen — Lügner und Verführer . . . . berühre mich nicht, oder ich spucke Dir ins Gesicht, schändlicher, meineidiger Mensch! Ha! So hältst Du Dein Wort und Deine Schwüre, Du, der Diener der Kirche und des heiligen Wortes. O, mein Gott, mein Gott, laß mich nicht wahnsinnig werden.“ Sie schlug sich mit den Händen vor den Kopf und ihre Glieder bebten und zitterten.

Der Catechet hatte die Arme übereinander geschlagen, und betrachtete das unglückliche Mädchen

mit forschendem Blicke, mühsam die Aufregung, die auch in ihm arbeitete, unterdrückend.

„Es ist gut, daß es so gekommen," dachte er bei sich, „einmal mußte sie es doch erfahren. Und ich will wissen, wie weit sie es treiben wird, was ich von ihr zu fürchten habe."

Indessen stand das Mädchen noch immer in derselben Stellung, die Hände an die Stirn gelegt und den Blick starr hinaus, wie in das unendliche Weite gerichtet. — Und wie sie so stand und hinausblickte, war es, als ob vergangener Tage Schatten vor ihr aufstiegen und in leisem, kaum hörbarem Selbstgespräche flüsterte sie vor sich hin. Einen Augenblick schauerte es dem Catecheten und ein Frösteln flog über seinen Körper.

War es schon jene finstere, dämonische Macht, die ihre Bande, wie ein dunkles, graues Gewebe um das Haupt des Mädchens wob, und ihren nächtigen Schatten in das Seelendasein des unglücklichen Geschöpfes fallen ließ? . . Einen Augenblick meinte der Catechet es und er schauderte; aber gleich nach dem Schaudern regte sich in seinem Innern etwas, das ihm zuflüsterte: Thor, freue Dich doch — ihr

Wahnsinn ist deine Sicherheit, wird man einer Närrin glauben?

Und klangen die Worte, die zerrissen und zerhackt aus ihrem Munde fielen, nicht wie die einer Närrin?

„Eduard, Eduard . . ist das die Treue, von der Du sprachst? . . Es war zum Pfingstfeste vor zwei Jahren. . . Weißt Du, Eduard . . es war an meinem Geburtstage . . ich wurde gerade siebzehn Jahre. Es war Abends . . . die Andern waren schon alle fort . . . Du saßest noch allein in der Laube hinten im Garten . . . ich mußte Dir Punsch bringen . . . Du sagtest, es fröstelte Dich . . . und dann nahmst Du meine Hand . . . die da, die Linke . . . und sagtest, ich solle nur recht gut und fromm und brav bleiben, und Gott im Herzen tragen . . . und mir ein Beispiel nehmen an meiner Schwester Anna . . . Ich wäre noch so jung und unerfahren, und ein Mädchen so vielen Gefahren ausgesetzt . . . Und dann . . dann, Eduard, gabst Du mir von dem Punsche zu trinken und sagtest . . . ich . . . ich würde einmal eine rechte gute Pfarrfrau . . . weil ich so fromm wäre . . .

und dann gabst Du mir wieder von dem Punsche, und drücktest mir die Hand und strichst mir das Haar von der Stirne und küßtest mich . . . und nahmst mich in Deinen Arm und sagtest: Du wärest mir längst gut gewesen und dann, dann . . . geschah es."

Sie hielt inne und fuhr leiser fort, während zwei große, schwere Thränen aus ihren Augen rollten:

„Das war die Strafe für meinen Hochmuth gegen die arme Anna. Ha, wie sah ich stolz und verächtlich auf sie herab, wie hart war ich gegen sie und ihr armes, kleines Kind . . . und nun! O, Gott . . . Gott! Sie hat Ruhe jetzt . . . und das arme, kleine Kind auch . . . und ich will auch Ruhe haben . . . und mich verstecken mit meinem armen, kleinen Kinde . . . dort unten am Berge . . . ja, da zogen sie die Anna aus dem Teiche . . . und dann trugen die Männer sie mit dem kleinen, blassen Kinde . . auf den Gottesacker . . . hinten an die Mauer, ganz hinten, wo die Dornsträucher stehen . . . und scharrten sie ein mit ihrem kleinen, todten Kinde . . . es hatte die Aermchen um ihren Hals . . . und war so kalt und blaß das kleine,

kleine, arme Kind . . ." Sie schwieg und der Catechet betrachtete sie noch immer mit verschränkten Armen, doch das sonderbare Lächeln um seine Lippen war verschwunden, und wie er sich auch dagegen wehrte: ein Frösteln flog über seinen Leib, daß ihm die Zähne klappernd aneinander schlugen.

Und auch dem Schippmann, der noch immer durch das Guckfensterchen schaute, fröstelte es, und er murmelte für sich: „verfluchte Geschichte das, Eduardchen . . . Straf mich . . . ein bittres Süppchen . . . hast's eingebrockt, mußt's auch essen . . ."

Da zerriß ein wilder, heiserer Schrei, der aus der krampfhaft arbeitenden Brust des Mädchens drang, die Luft, daß der Catechet leichenblaß wurde und Schippmann das Blut in den Adern erstarrte. Es war, als strömte alles Blut aus des Mädchens Herzen nach ihrem Haupte, so glühendroth wurde ihr Gesicht, selbst das Weiß ihrer Augen färbte sich röthlich, und ein feiner Schaum trat vor ihren Mund . . . Und jenem wilden, durchdringenden Schrei, diesem Schrei ohne Form, der unartikulirt und grell aus ihrem Innersten sich herauspreßte, folgte ein Strom flammender Worte, die sich wie

flüssiges Feuer in des Catecheten Seele ergossen, und ihm den heißen Angstschweiß in schweren Perlen auf die bleiche Stirn lockte.

„Ha!“ rief sie, und ihre Augen rollten wild im Zimmer umher, „ich will hinaus zu der Anna, mit meinem kleinen, armen Kinde, aber erst, erst will ich durch die Straßen rennen, und allen Menschen meine arme kleine Marie zeigen, Allen, Allen, hörst Du, Eduard . . Seht ihr das Kind, das kleine, schöne, blasse Kindchen? Es ist mein Kind und sein Kind. Sein Kind! Denkt Ihr, mein kleines Kind hat keinen Vater, weil seine Mutter keinen Mann? O, sein Vater ist ein frommer, frommer Mann, frömmer, wie Ihr Alle, aber er darf es nur nicht sagen, daß es sein Kind ist, seine kleine Marie . . . Sie wollen es nicht leiden, daß er ein kleines Kind hat . . . Hört Ihr es, ihr Leute? Ich lüge Euch nichts vor, bei dem allmächtigen Gotte nicht! Ach, Ihr glaubt mir nicht . . . Ihr denkt, weil die Babette ausgesagt hat, sie kenne ihres kleinen Kindes Vater nicht, weil sie gesagt, es wäre ein fremder Gesell! . . ach . . . ich durfte es ja nicht sagen, er verbot es mir ja, es wäre sein und mein Unglück, und meines armen kleinen Kindes Unglück — ach! und

da durfte ich es ja nicht sagen . . . mein armes, liebes, kleines Kind . . .

Nicht wahr, es ist ein schönes Kind . . und wie es seinem Vater ähnelt? Hat es nicht seine Augen, seht, seht nur, selbst das kleine, rothe Maal am Kinn, Ihr kennt doch seinen Vater, den . . ."

Der Catechet zuckte, wie von eines scharfen Messers Stich getroffen, zusammen und seine bebende Hand schloß den Mund des Mädchens, als fürchte er, die Wände könnten das Wort hören und weiter plaudern . . . Gewiß, der Catechet war ein Mann von nicht gewöhnlicher Geisteskraft, und es gehörte sicher viel Energie des Willens dazu, diesen leidenschaftlichen, wahnwitzigen Ausbruch des Mädchens mit einem Blicke und mit einem Worte zu hemmen.

„Babette!" sagte er und blickte ihr ins Auge, und ließ die Hand, mit der er ihr den Mund verschlossen, matt und leise auf ihre Schulter fallen.

„Babette," sagte er: Und wieder geschah die alte Geschichte, jene alte Rattenfängergeschichte, die zu Hameln und aller Orten tausendmal passirt und noch tausendmal passiren wird. Erst stand sie stumm und starr, wollte den Blick von seinem Auge ab-

wenden und konnte es nicht; dann schlang er seinen rechten Arm um die Hüfte und flüsterte noch leiser, aber mit so seltsamem Ausdrucke, daß es durch die Nerven und Fiber des Mädchens zuckte: „Babette.“ Sie wollte sich zurückbeugen und sich loswinden aus seinen Arm, aber sie konnte es nicht, starr und stumm stand sie, und mußte seine Hand auf ihrer Hüfte dulden. Hui! wie klang es so zauberisch und lockend, des Rattenfängers Lied!

Er neigte seinen Mund gegen ihr Ohr und flüsterte und zischelte ihr leise, leise Worte hinein, so leise, daß Schippmann auch nicht eine Sylbe vernahm.

Und es war nichts, als das alte Rattenfängerlied!

Aber so alt es war, der alte Zauber war dem Liede geblieben, jener verhängnißvolle, merkwürdige Zauber, der Mann und Weib so oft gefangen und bethört, und der Zauber wuchs mit jedem Worte, mit jeder Sylbe, die er ihr zuflüsterte und zuwisperte . . . Anfänglich blickte das Mädchen ihn ungläubig und zweifelnd an, aber mit jedem Worte, das er ihr zischelte, schwand mehr und mehr der Zweifel aus ihren Zügen und wie berauscht von dem Geflüster, ließ sie sich widerstandslos von den Armen des Mannes, den sie noch eben mit Abscheu als Verräther und

Treulosen von sich gestoßen, umschlingen und an sein Herz drücken.

Jetzt sprach er auch nicht mehr zu ihr, sondern er küßte sie, uud unter diesen glühenden, flammenden Küssen, verschwand die letzte Erinnerung an die qualvollen Augenblicke, die das Mädchen eben erduldet und jenes Gefühl, jener Drang nach süßer, berauschender, bachantischer Lust, der in ihr lag, wurde wach bei diesen Küssen und ließ ihr Blut heiß wallend durch die Adern pulsen . . . Immer inniger und glühender umschlang sie ihn, immer begehrlicher flammten seine Augen, immer süßer und fester sog Lippe an Lippe, immer mächtiger und wilder wallten des heißen Blutes Wellen durch ihre Körper. .

„Hä, hä," murmelte der Lauscher im Alkoven, „doch 'n verfluchter Kerl, der Eduard, . . . straf mich . . . wie er auf einmal die Dirne zahm gemacht . . . hä hä. . Erst 'n wilde Katze und nun verliebt, wie 'n Turteltaube . . . hä hä. Straf mich . . . was ist das? hat der Tölpel den Leuchter umgestoßen . . . hä hä . . . Finsterniß deckt die Völker . . . Ist die Komödie auf 'mal aus . . . hä hä . . finis coronat opus, sagt der Lateiner,

hä hä . . . will nur machen, daß ich fortkomme... verfluchter Kerl, der Eduard, straf mich. . ."

Und mit den Worten schlich sich der alte Nachtschwärmer zu der Alkoventhür hinaus und die Treppe hinunter. Hier blieb er stehen, warf einen Blick nach den jetzt dunklen Fenstern des Catecheten hinauf und murmelte: „Le jeu est fait ... hast heute Pech, August . . . hä hä. Straf mich, Unglück in der Liebe, Glück im Spiel . . . verfluchtes Pech heute Abend in der Liebe . . . s'ist halb zehn . . . will 'mal sehen, ob im „Wolf" heute was los . . . wäre nicht übel . . . so ein Bischen Bank halten." Und er verschwand in einer Seitengasse.

Vierzehntes Kapitel.

„Frisch zugelangt, Herr Doktor, das ist ein Essen, welches Ihnen lange nicht vorgesetzt wurde! Meiner Treu, es geht doch nichts über einen fetten Hammelbraten mit Kartoffelklößen!"

„Es war von jeher, mein Leibgericht," lachte Hagen, „und wenn ich dafür auch nicht meine Erstgeburt ver-

kaufen würde, wie der hungrige Jäger Esau für ein Linsengericht, so gestehe ich doch, daß ich nie eine Einladung ausschlage, wenn ich weiß, daß es Hammelbraten und Klöße gibt."

„Das ist prächtig," lächelte Frau Ernestine, Herrn Möhrings Ehegattin, eine hübsche, rothwangige und rundliche Frau in den dreißiger Jahren, „dann seien Sie jeden Mittwoch und Sonntag unser Gast. . ."

„Wenn ich nur nicht zu viel Fett anlege bei dieser Lebensweise," scherzte Hagen, „solcher Hammelbraten könnte einen Schwindsüchtigen curiren."

„Keine Sorgen," lächelte Frau Ernestine, und schnitt dem kleinen, siebenjährigen Gottfried ein tüchtiges Stück ab, „etwas Fett bringt keinen Menschen um — heut zu Tage sind die Menschen eher zu mager, als zu fett, und deshalb ist auch die ewige Unruhe, und das Jagen und Hetzen in der Welt. . . Glauben Sie mir, Herr Doktor, es stände viel besser um die jetzige Menschheit, wenn sie etwas mehr Speck auf den Rippen, und Fleisch auf dem Leibe hätte. . Groß und Klein würden viel ruhiger und behaglicher, und auch ein bischen länger leben." „Du hast ganz recht, liebe Frau," lächelte Möhring und schenkte aus einer zinnernen Kanne

Bier ein, „allein Du vergißt nur, daß sehr viele Menschen kaum so viel haben, um ihren Hunger stillen zu können, geschweige um fett zu werden."

Bei dem Worte „Hunger" hob der kleine Gottfried sein blondes Köpfchen mit den blauen Augen in die Höhe, und sagte zu seinem Vater:

„Papa, die kleine Clara und der kleine Wilhelm haben auch immer Hunger. . . Die Clara hat heute die Brodkrümmchen aufgesucht und gegessen, die ich den Tauben gab." „Ach, Mama," fiel hier das achtjährige Lenchen, Herrn Möhrings Töchterlein, ein, „und der kleine Wilhelm sah mich heute sehnsüchtig an, und sah immer auf mein Butterbrod und sagte, seine Mutter gebe ihm kein Butterbrod, er wüßte gar nicht, wie Butterbrod schmeckte." „Nun?" frug Frau Ernestine, als Lenchen stockte, und sah das Kind forschend an, „nun und was sagtest Du da dem kleinen Wilhelm, Lenchen?"

Das Kind versteckte erröthend sein Gesicht hinter den kleinen Händchen und blieb stumm.

„Sprich doch mein Kind," ermunterte Herr Möhring freundlich und liebkoste sein Kind... „Oder schämst Du Dich vielleicht vor mir?" frug Hagen, sich zu der Kleinen niederbeugend. . . „Ich will's

der Mama sagen . . ." flüsterte, noch immer die Händchen vor den Augen, Lenchen. „Gut, so sag's der Mama," lachte ihr Vater, aber nur recht heimlich, daß wir es nicht hören." Die kleine Helene flüsterte hierauf der Mutter einige Worte in's Ohr. „So, mein Kind, das war brav von Dir, so thun alle guten Kinder — ich wäre sehr böse gewesen, wenn Du es nicht gethan—„Nun?" frug Herr Möhring.

Frau Ernestine winkte ihm mit den Augen. „Lenchen will nun einmal nicht," sagte sie mit erzwungenen Ernst, „daß ich es wieder sage, nicht wahr Lenchen?"

Das Kind nickte und wurde bis unter die blonden Löckchen feuerroth.

Frau Ernestine hatte indessen das Dienstmädchen herangewinkt, und ihr leise in's Ohr geflüstert. „Wem gehören denn die armen Kinder, von denen Ihre Kleinen erzählen?" frug Hagen, dem das Bild von der kleinen Clara, welche die Brodkrummen der Tauben aufsuchte, und der kleine Wilhelm, der das Butterbrod so sehnsüchtig betrachtete, nicht aus dem Sinne kam.

„Kennen Sie den früheren Sportelrendanten Schippmann?" frug Möhring.

„Schippmann?“ sann Hagen, „ich glaube der Name ist mir bekannt. . . Oh ich erinnere mich, ich sah den Menschen neulich in der Bierstube in den drei Zeisigen. . . Ein aufgedunsenes, pockennarbiges Gesicht, rothbraune Haartour. —“ „Ganz recht,“ unterbrach ihn Möhring, „Derselbe. Der kleine Wilhelm ist sein jüngstes Kind. Seine arme Frau näht Tag und Nacht, sie arbeitet sich fast blind, aber mit aller Arbeit kann sie nicht so viel erschwingen, um den nöthigen Lebensunterhalt für sich und die Kinder zu verdienen, während ihr nichtsnutziger Mann sich in allen Kneipen und Wirthshäusern herum treibt,“ Hagen schüttelte mit einer Geberde des Abscheus den Kopf. „Pfui,“ sprach er, „welche Schändlichkeit in den Gebahren dieses Menschen, es ist empörend . . . und die kleine Clara?“ „Die wohnt in demselben Hause, es ist eine Enkelin vom alten Dubois. . .“

„Großer Gott!“ rief Hagen, und schob den Teller von sich und alle Eßlust war ihm vergangen, „geht es dort so traurig zu, daß sich die Kleinen nicht einmal satt essen können.“

Frau Ernestine nickte ernst. „Es geht sehr knapp bei den Leuten her — die Frau sitzt alle Tage mit

verweinten Augen am Fenster, und die Kinder sind vergangenen Winter, wo das Brod so theuer, mehr als einmal hungrig zu Bette gegangen.“

Möhring sah unangenehm überrascht zu seiner Gattin auf . . „Hungrig zu Bette,“ wiederholte er, „und das wußtest Du Ernestine, sagtest mir nichts?“ „Wenn ich Dir auch Nichts sagte, Gottfried,“ entgegnete Frau Ernestine, ohne vor dem Blick ihres Gatten die Augen niederzuschlagen, „so that ich doch, was ich thun konnte. Aber Sie werden mir glauben, Herr Doctor, daß wir allein nicht im Stande waren, dem Mangel dort abzuhelfen.“ Unterdessen hatte das Dienstmädchen einen großen Marktkorb herein gebracht, und während Frau Ernestine in den Korb große Teller und Schüsseln voll Braten, Klöße, Brodt, gebackenes Obst, stellte, sagte Hagen zu Möhring: „Der alte Dubois thut mir recht leid, ich will ihn morgen besuchen. Was ich für den Alten thun kann, soll geschehen — leider sind nur meine Mittel nicht bedeutend.“

Möhring blickte finster vor sich hin.

„Der Schulrath Mantius kann es bei Gott nicht verantworten, wie er mit dem alten Dubois umge-

gangen! Selbst zugegeben, der Alte hätte sich in Dinge gemischt, von denen er sich lieber fern hätte halten sollen, so verlangt es doch schon die Rücksicht auf die zahlreiche Familie, daß man ihm eine Unterstützung giebt. Aber der Schulrath kennt kein Erbarmen. Er allein hat es im Collegium dahin gebracht, daß dem Alten keine Gehaltszulage bewilligt wurde. Wenn dem alten Sprachmeister etwas widerfährt — dann hat's Mantius auf seinem Gewissen."

„Wie meinen Sie das?" frug Hagen. Möhring, schüttelte mit bedenklicher Miene den Kopf. Mir däuchte es manchmal, als wäre es bei dem alten Dubois nicht mehr so ganz richtig hier," und er deutete auf die Stirn, „ich begegne ihm zuweilen und spreche ein paar Worte mit ihm; da führt er so sonderbare, merkwürdige Reden, daß Einem ganz seltsam zu Muthe wird. . .

Der Mann hat ein lebhaftes Ehrgefühl und der Gedanke, daß er seine Schulden nicht bezahlen kann, und vielleicht der Augenblick nicht mehr fern ist, wo ihn ein hartherziger Gläubiger auspfänden läßt, raubt ihm seine Ruhe bei Tag und Nacht."

Ein lebhafter Streit zwischen Lenchen und ihrem

Brüderchen, den Frau Ernestine nicht gleich zu stillen vermogte, wendete Möhrings und Hagens Aufmerksamkeit auf die beiden Kinder. „Was gibt es Ihr Kinder?“ frug der Vater. „Siehst Du Papa,“ klagte Lenchen mit dem Gefühl gekränkten Rechts, „Gottfried hat nun schon zweimal den Korb zu Clärchen und Wilhelm getragen, jetzt will er es wieder, und ich bin doch an der Reihe!“

„Aber Lene hat auch der alten Frau Müllern, die das Bein vor drei Wochen gebrochen, dafür das Essen schon vier Mal hingetragen,“ rief der kleine Gottfried, in hartnäckiger Vertheidigung seiner Ansprüche.

„Da bist Du auch mitgegangen, weißt Du!“ antwortete Lenchen. „Aber Du hast mich unten vor Thür stehen lassen. . .“ replicirte Gottfried. „Weil Du immer die Katze der Frau Müller streichelst — und sie hat Dich schon ein Mal gekratzt, aber Du hörst doch nicht, Gottfried,“ sprach Lenchen altklug und verständig. „Weil heute Sonntag ist,“ entschied Herr Möhring den Streit, „so sollt ihr alle Beide zu Wilhelm und Clara den Korb tragen. . Aber passen Sie auf, Minchen!“

Hagen hatte indessen Lenchen bei Seite gezogen und ihr, in Papier gewickelt, ein Doppelthaler-Stück in das Händchen gedrückt: „Das gib der Clara, Lenchen, und sage ihr, sie solle es in ihre Sparbüchse thun, es wäre von dem Onkel.“

Lenchen nickte geheimnißvoll und verständig dem „Onkel“ Hagen zu, und darauf gingen die Kinder von dem Dienstmädchen begleitet fort.

Hagen war an's Fenster getreten und blickte hinunter auf die Straße, die, rein gekehrt und gefegt, jene sonntägliche Stille zeigte, die in den deutschen Mittelstädten noch immer zu finden, und die einen so wohlthuenden Eindruck auf das Gemüth hervorbringt. Die Brandstelle des Schleppel'schen Hauses störte heute zwar den Eindruck ein Wenig, indessen hatte man am gestrigen Tage schon den Schutt von dem Trottoir hinweg geräumt, und so war der Bürgersteig wenigstens frei.

Unten am Ende der Straße, da, wo dieselbe in dem Domplatz ausmündete, zeigten sich eine Menge Leute. . . „Ist es noch so früh?“ sprach Hagen sich umwendend, und einen Blick auf die Uhr wer-

fend, „der Vormittags-Gottesdienst ist erst beendigt.“

„Es ist halb zwölf,“ antwortete Herr Möhring, wir essen Sonntags etwas früh.

Ernestine, willst Du nicht so gut sein, und den Kaffee in der Nebenstube auftragen lassen?“ bat Herr Möhring seine Frau und stellte sich dann an's Fenster zu seinem Gaste, der die vorübergehenden Kirchgänger betrachtete. „Die Kirche muß gefüllt gewesen sein,“ sprach Hagen, „wer mag wohl gepredigt haben?“

„Ich glaube der Catechel Schamvogel,“ antwortete Frau Ernestine aus der Nebenstube herüber.

„Vor sechs bis sieben Jahren rechnete man den Catechet Schamvogel,“ meinte der Doktor, „zu den Mystikern und Pietisten. Ist er es noch?“

„Sie fragen mich da zu viel, Herr Doktor,“ antwortete Möhring, „ich kenne den Mann zu wenig, weiß aber nur, daß man ihn sehr fromm nennt, daß er bei einigen frommen Familien Betstunde hält, bei Mantius hoch angeschrieben steht und bei den Weibern als Prediger sehr beliebt ist.“

„Bei den Weibern—?" warf Frau Ernestine, die den Kaffeetisch ordnete, ein, „ich gehe niemals in die Kirche, wenn der Catechet predigt. Mein Prediger ist der Diakonus Abendroth — der sagt dem Menschen so frisch von der Leber weg, was ihm noththut und frommt, wie man's angreifen muß, das Gute zu thun und das Böse zu lassen.

Er redet Groß und Klein, Reich und Arm in's Gewissen, und kennt keinen Unterschied der Person und des Standes. Ich habe den Catechet ein Mal gehört und hatte davon für immer genug. Was hilft mir das Alles, was er von der Glückseligkeit der Gerechten, von der Stärke des Glaubens und von der Erbsünde und dem Bußethun sprach? Es waren Alles recht schöne Worte, aber sie kamen mir nicht bis in's Herz, sie blieben mir zwischen Kleid und Leib auf halbem Wege stecken... Und nun vollends das Augenverdrehen des Catecheten, und das in die Hände schlagen und seufzen über des Volkes Sündigkeit. —"

„Für Ihre Person," lächelte Hagen, „soll diese Verwahrung gelten — im Allgemeinen mag Ihr Mann aber doch Recht haben, denn die große

Mehrzahl aller dieser Kirchengänger sind Frauen. Aber sagen Sie, hat man in hiesiger Stadt ein neues Gesangbuch eingeführt?" unterbrach er sich selbst. . .

„Bis jetzt noch nicht," antwortete Möhring, „aber es ist so etwas im Werke, das jetzige soll nicht genug Kernlieder enthalten, wie der Schulrath Mantius in Kirchencollegium behauptet hat. . . Der Gemeinderath, der als Patron auch ein Wort dabei zu sprechen, hat aber den Antrag abgelehnt. Aber wie kommen Sie zu der Frage?"

„Die funkelnden Goldschnitte der Bücher, die ich in den Händen so vieler Kirchengänger sehe, brachten mich darauf."

„Möhring lächelte fein und seine verständigen, klaren Züge drückten einige Ironie aus, als er entgegnete. „Ah so, die funkelnden Goldschnitte! Mit denen hat's eine andere Bewandniß. Sehen Sie da unten das große Haus mit dem Erker?"

Hagen nickte. „Nun, in diesem Hause wohnt der viel vermögende Herr Geheime Schulrath Josias Mantius."

„Ich verstehe Sie nicht."

„Wenn ich das Bedürfniß habe, zur Kirche zu

gehen," fuhr Möhring fort, „da kümmert's mich wenig, ob es die ganze Stadt oder höchstens mein Nachbar auf der Empore neben mir weiß. . . Ich liebe die Frömmigkeit nicht, die vor der Welt Augen herum stolzirt, abgesehen davon, daß Einer alle Sonntage drei Mal zur Kirche gehen und doch ein abgefeimter Hallunke sein kann. So gibt es aber auch gar Manche, die es gern in die Zeitung setzen und durch den Raths-Ausrufer ausschreien lassen möchten, daß sie zur Kirche waren. Sehen Sie z. B. hier die beiden Männer, deren Gesangbuchs-Goldschnitte so hell in der Herbstsonne flimmern. Der Eine ist Kanzleisecretär bei dem Kreisrathe, der Andere Assessor bei dem Appellations-Gerichte. Sie gehen beide Sonntags zwei Mal in die Kirche, und beim Nachhausegehen schlagen sie stets diese Straße ein, obgleich sie dabei einen Umweg machen.

Aber in dem Hause mit dem Erker wohnt der Herr Schulrath Mantius, und wenige Schritte weiter der Herr Kreisrath. Beide viel vermögende, einflußreiche Männer.

Der Kanzleisecretär möchte gern Kabinetssecretär, und der Assessor gern Rath beim Apellations-Ge-

richte werden, und da bei jenen beiden einflußreichen Herren, häufiger Kirchenbesuch eine sehr gewichtige Empfehlung ist, so begreifen Sie wohl, Herr Doktor, warum die zwei eifrigen Kirchgänger den Goldschnitt ihrer Gesangbücher so hell in der Sonne flimmern lassen. Das fällt in die Augen und sagt stumm und doch laut: Seht Ihr, wie fromm ich bin, wie ich treu und gewissenhaft dem Herrn diene."

Der Doktor schüttelte bedenklich den Kopf. „Mir däucht, daß derlei Dinge zu schlimmer Heuchelei führen müßten — es nimmt mich Wunder, daß der Schulrath, den ich doch als einen Mann von Geist und Scharfblick, wenn auch dabei mit sehr exclusiven Ansichten, kenne, durch solches Gebahren sich täuschen läßt. . . Daß der Kreisrath sich düpiren läßt, finde ich sehr erklärlich."

„Das Exclusive, das ist ja eben die Nebelkappe, die die Herren vor den Augen," sagte Möhring, indem er seinem Gaste Cigarren anbot, und mit ihm in's Nebenzimmer zum Kaffeetische ging. „Was hilft da aller Geist und Scharfsinn. Nehmen Sie ein großes Stück rothes Tuch und blicken Sie eine halbe Stunde

starr darauf, da wird Ihnen die ganze Welt, der blaue Himmel wie die grünen Bäume, roth erscheinen; ist das Tuch gelb, so sehen Sie Alles gelb; ist es blau — so flimmert es Ihnen blau vor den Augen. Und solcher exclusiver Roth-, Gelb-, Blau- und Schwarz-Seher, die keine andere Farbe sehen wollen, giebt es nur zu viel in der Welt, zur Rechten, wie zur Linken."

Hagen sah seinen Wirth, während dieser dies so sprach, seitwärts an und es däuchte ihm, als wäre der Mann bei den Worten, die so schlicht und doch so wahr klangen, um Kopfeslänge gewachsen. Sonderbare Gedanken gingen ihm durch das Hirn. „Wahrlich," dachte er bei sich, „giebts unter den Bürgern dieser Stadt Viele von der Art, so ist es ein schweres, aber auch köstliches Ding, der Erste unter ihnen zu sein, und der muß Herz und Kopf auf dem rechten Flecke haben, der vor ihnen mit Ehren bestehen will."

Sie setzten sich und Frau Ernestine schenkte ihnen den Kaffee ein. Es standen noch leere Tassen auf dem Tische.

„Erwarten Sie noch Jemand?" frug Hagen. In demselben Augenblicke klopfte es an die Thür

und der Zeugschmied Schwarz, dessen Bekanntschaft Hagen in jener Feuernacht gemacht, trat herein.

„Sie kennen sich einander schon, also bedarf es da nicht erst einer weitläufigen Vorstellung," sprach Möhring.

„Und ich denke, wir werden in Zukunft noch mehr mit einander bekannt werden," meinte Hagen.

„Das hoffe ich," antwortete der Zeugschmied, indem er Hagens dargereichte Hand herzlich schüttelte, „wenn nicht einer von uns zwischen heute und morgen stirbt."

„Schwerlich," sprach Hagen lächelnd, „ich glaube, ein Jedes von uns Menschenkindern hat erst sein Stück Arbeit hier auf Erden fertig zu machen, bevor es abberufen wird und mir däucht, daß ich mit dem meinen noch nicht so bald zu Ende bin."

„Tres faciunt collegium," sprach mit raschem, lebhaftem Gruße ins Zimmer tretend, wie es seine Weise war, der Advokat Karsten, Jedem der Männer die Hand drückend, „das heißt, Herrn Möhring nicht mit gerechnet, der als Hausherr die Verhandlungen des Collegiums leiten wird." —

„Verhandlungen,“ lachte Hagen, auf den Kaffee und die Cigarren deutend, „wollen Sie uns mit einer Abhandlung über die Wirkungen des Mocca, verbunden mit dem Narkotikum einer guten Havanna-Cigarre unterhalten?“

„Bei Leibe nicht!“ wehrte der Advokat mit komischem Erschrecken ab, „das überlasse ich dem Doktor Augustin Schönefeld, der in seinem Zeitalter eine Serie von Artikeln über den Comfort und die Gemüthlichkeit bringt.“

„Mit Speck fängt man Mäuse,“ sagte Möhring, jetzt nicht ohne humoristischen Anflug zu dem Doktor, „der Hammelbraten war der Köder, mit dem ich Sie hierher gelockt, und Sie haben angebissen.“

„Ja, das weiß Gott,“ lachte Hagen, „tüchtig angebissen, aber ich bin begierig, was nun kommen soll.“

„Setzen wir uns zuvörderst, meine Herren,“ sprach Möhring wieder in seinem gewöhnlichen ruhigen Tone. Man placirte sich und Möhring begann dann:

„Ich bin kein Mann von großen Rednergaben, und will deshalb Ihnen kurz und bündig unser Begehren, Herr Doktor Hagen, mittheilen: Wir wünschen, daß Sie unser Bürgermeister werden.“

Hagen blickte überrascht auf und musterte mit einem schnellen Blicke die Züge der drei Männer. Es vergingen einige Minuten, bevor er antwortete:

„Ich brauche Ihnen, meine Freunde, wohl nicht zu sagen, wie überraschend mir dieser Vorschlag sein muß. Kaum zurückgekehrt in die Vaterstadt, wird mir von Ihnen die Candidatur für die erste Magistratsstelle angeboten. Gewiß ein so wichtiger Antrag, daß er nach allen Seiten wohl erwogen zu werden verdient.“

„Gewiß ist das nothwendig,“ sprach Karsten mit ernster, nachdenklicher Miene, „denn wir dürfen Ihnen nicht verhehlen, daß Sie bei Uebernahme dieses Amtes Verpflichtungen eingehen, welche Ihnen Opfer kosten können.“

„Nicht die Opfer sind es, die meine Bedenken zuvörderst hervorrufen, sondern der Gedanke, ob ich dem Amte, welches ich übernehmen soll, gewachsen bin? Warum wollen Sie sich nicht um die Stelle bewerben, Sie, der mit den Localverhältnissen aufs Innigste vertrant, Sie, der Sie zugleich als Jurist auch nach dieser Seite hin vollkommen qualificirt dazu sind?

„Trotz allen diesen Qualificationen, lieber Herr," antwortete Karsten, fein lächelnd, „besitzen Sie eine Eigenschaft, die mir abgeht. Sie sind so zu sagen ein **homo novus**, ein Mann, der in politischer Beziehung noch keine Vergangenheit hinter sich hat, an dessen Namen sich nicht das gefräßige Vorurtheil, oder die giftige Verläumdung wagen kann und darf — und das ist unter unsern jetzigen Verhältnissen eine große Empfehlung. Verstehen Sie mich wohl," sagte er, und sein helles, blaues Auge blitzte voll edlen Stolzes, „auch meine Vergangenheit ist rein und unbefleckt, und mein Leben liegt klar und offen vor den Augen meiner Mitbürger, aber ich habe eben eine Vergangenheit und an diese knüpfen sich die Erinnerungen von politischen Parteikämpfen, von Kämpfen, die einer Zeit angehören, wo die Gemüther in heftiger Gährung waren, wo, wie Luther sagt: die Geister aufeinander platzten. Da wurde in des Gefechtes Hitze von mir mancher scharfe Schwerthieb ausgetheilt, da wurde manche Kugel abgeschossen, die tiefe Wunden brachte. Jetzt fangen die Wunden an, allmählig zu vernarben, allein sie dürfen nicht berührt werden. Um ohne Bild zu sprechen: In den Bewegungsjahren galt mein Name

als entschiedener Parteiname. Ich hatte nur Freunde oder Feinde — ein drittes gab es nicht. Würde ich jetzt als Candidat für die Bürgermeisterstelle auftreten, so würden die verglimmenden Kohlen jenes alten Parteistreites wieder angefacht werden, es würde in diese rein städtische Angelegenheit viel mehr politischer Parteihader hinein getragen werden, als es im Interesse der Sache gut ist, man würde aus meiner Wahl eine Principienfrage machen, und ängstliche Seelen auf der einen, und leidenschaftliche Gemüther auf der andern Seite, würden die Abstimmung über meine Candidatur zu einer Abstimmung über Republik oder Monarchie stempeln und alles dies will ich vermeiden. Außerdem habe ich mehr advokatorisches Wesen, als zu diesem Amte tauglich. Sie besitzen, läugnen Sie es nicht ab, viel mehr Organisationstalent, als ich. Ich und die Herren da haben dies in der vorgestrigen Unglücks-Nacht wohl bemerkt. Ich besitze ein wenig Menschenkenntniß und ich sage Ihnen: Sie besitzen ein entschiedenes Verwaltungstalent. Sind Sie nun überzeugt?"

„Wenn Schmeicheleien mich überzeugen könnten, wäre ich es," lächelte Hagen.

„Nein, nein, Herr," fiel der Zeugschmied ein, „der Herr Advokat hat vollkommen recht, und mir aus der Seele herausgesprochen."

„Ich bitte Sie!" unterbrach ihn Hagen. „Aber gesetzten Falls auch, es wäre Alles so, wie Sie da sagen, meine Herren, so müssen Sie doch immer noch bedenken, daß ich noch nicht Bürger bin, und daß die städtischen Angelegenheiten mir noch fremd und neu."

„Der erste Bedenkgrund," sagte Möhring, „wird morgen gehoben. Sie haben Ihr Gesuch eingereicht, Morgen ist Gemeinderathssitzung, wo darüber verhandelt wird. Ihr zweites Bedenken aber ist ein Uebelstand, der sich mit jedem Tage mindern wird. Was aber die Hauptsache ist: wir brauchen einen Mann, der nicht blos ein routinirter Verwaltungsmann ist, solcher giebt es am Ende genug, sondern einen Mann mit klarem, hellem Blicke, starker Hand und festem Willen, mit einem Willen, der zähe und beharrlich an dem Gesetze festhält, nach Oben, wie nach Unten. Solch ein Mann thut uns Noth — und wir schenken Ihnen deshalb unser Vertrauen, weil wir Sie für einen solchen halten."

Hagen's Züge zeigten eine lebhafte Bewegung. „Wenn Sie wüßten, wie ich dieses Vertrauen zu schätzen weiß," sprach er, „allein trotz alledem gönnen Sie meinem Entschlusse bis Morgen Zeit. Indessen," fügte er lächelnd hinzu, „ich glaube, wir handeln über das Bärenfell, ohne den Bären selbst zu haben."

„Wie so?"

„Weil es doch immer ziemlich zweifelhaft ist, ob ich die Stimmenmehrheit erhalte."

„Darüber seien Sie unbesorgt," meinte Möhring, „ich kenne meine Pappenheimer. Ich war gestern Abend in den 3 Zeisigen. Da trat der Hofbäcker mit noch einigen Bekannten herein. Sie kamen vom grünen Jäger, wo der Verein für Bürgerwohl Berathung über seine Candidaten gepflogen hatte. Lekker und die Andern waren sehr aufgeregt und stürmisch. Sie mochten wohl in der Hitze der Berathung ein paar Seidel Sommerbier über den Durst getrunken haben. Ich hörte, daß es heiß und derb im „Jäger" zugegangen war. Weiß der Himmel, was dem Schnitthändler Pfeiffer, der mit dem Drossel die alte, lodrige Wirthschaft zurückführen will, in den Kopf gestiegen, aber ich hörte aus der

Schreierei, daß sich die Beiden entzweit haben, und zwar der Art, daß der Verein sich auflößte. Es fehlte nicht viel, so hätte eine derbe Prügelei die Verhandlung beschlossen. Pfeiffer entfernte sich mit seinen Getreuen und Drossel blieb mit dem Reste zurück."

„So, so, das ist etwas ganz Neues," sagte der Zeugschmied und rieb sich lachend die Hände, „also der Pfeiffer und der Dossel haben sich überworfen. Eine so dicke, langjährige Freundschaft! Was nur die Ursache gewesen sein mag?"

„Das habe ich nicht herausbekommen können. Der Hofbäcker war zuletzt vom vielen Schreien so heiser, daß ich nichts mehr verstehen konnte."

„Wissen Sie nicht," frug Hagen, „ob der jetzige Bürgermeister sich wieder bewerben wird?"

„Ich glaube wohl," meinte Karsten, „indessen ist der sehr würdige Doktor ein Gegner, den Sie nicht zu scheuen brauchen. Hatte er ja noch einige Aussicht auf eine Wiederwahl, so hat er sich diese durch den scandalösen Auftritt beim vorgestrigen Brande vernichtet — er müßte denn," der Advokat stockte und schwieg sinnend.

„Nun?" frug Möhring, „vollenden Sie."

„O, es ist nichts, als eine ganz vage, unbestimmte Vermuthung, die mir plötzlich aufstieg," antwortete der Advokat.

„Und die wäre?" frug Hagen.

„Vermuthung ist nicht einmal der richtige Ausdruck," erwiderte Karsten, „ich hätte sagen sollen, eine vage Combination. Ich gehe neulich vor der Wohnung des Bürgermeisters vorüber, in dem Augenblicke tritt der, mir an der Livree kenntliche, Bediente des Schulraths Mantius aus dem Hause."

„Und?" frugen die Drei gespannt.

„Ich wiederhole es noch einmal," bemerkte der Advokat, „daß es eine sehr vage Combination war. Ich erinnerte mich nehmlich, als ich des Schulraths Diener aus dem Hanse treten sah, einer Aeußerung, die Mantius vor einigen Tagen im Casino, gegen einen Bekannten von mir, den Criminaldirector Hammer, gethan. Die Beiden hatten sich über die bevorstehenden Wahlen unterhalten, und Mantius dabei das Wort fallen lassen: wenn man einmal ein Uebel wählen müsse, so sei es das Räthlichste, das kleinste zu wählen, und ein solches, dessen Natur uns schon bekannt. — Josias Mantius ist ein

schlauer Kopf, in dem sich tief angelegte Pläne verbergen."

„Hier könnte er sich aber doch gewaltig verrechnet haben," meinte Möhring, „der Bürgermeister hat sich zu sehr blamirt. Von seiner Wiederwahl kann kaum die Rede sein."

„Seien wir nicht zu sorglos," warnte Karsten, „wenn der Schulrath sich wirklich aus irgend einem Motiv für den Bürgermeister interessirt, so können Sie versichert sein, daß er Himmel und Erde in Bewegung setzen wird, um seinen Zweck zu erreichen."

„Aber ich weiß nur nicht wie?"

Karsten schnitt eine eigenthümliche Grimasse. „Der Schulrath ist so eine Art moderner Schwarzkünstler, dem Kunststücke gelingen, die Andere für unausführbar halten. Es liegt so etwas Bosko-Artiges in dem Manne, und ich bin überzeugt, daß er, wenn er will, ein paar hunder Stimmen zuführt!"

„Teufel," sagte Hagen, „halten Sie Josias Mantius für einen Zauberer?"

„In seiner Art gewiß," lächelte Karsten ironisch, „die moderne Zauberei hat so viel Abarten."

„Sind Sie auch in die Mysterien der modernen Magie eingeweiht?" frug der Doctor lächelnd.

„Durch bloßes Zusehen bin ich hinter viele Mysterien der modernen Zauberei gekommen. Sie sind leider zu kurze Zeit in Europa, um mich ganz zu verstehen. Aber haben Sie nie in den Zeitungen das Wort rothes Gespenst gelesen?"

„Ich habe in der Times so etwas derartiges gefunden. Sie meinen doch die Vision des Pariser Geistersehers?"

Karsten nickte.

„Nun sehen Sie, das ist ein modernes Zauberwort, mit dem man ganz unglaubliche Dinge möglich gemacht. Doch um wieder auf den Schulrath zu kommen. Haben Sie aber den Einfluß vergessen, den Mantius auf die Subalternbeamten ausübt?"

„Das mögen vielleicht hundert bis hundert und fünfzig Stimmen sein —" unterbrach ihn Möhring, „wir haben aber gegen zweitausend stimmberechtigte Bürger."

„Von diesen," warf der Advokat ein, „müssen Sie über fünfhundert abziehen, die sich nicht an der Wahl betheiligen, bleiben also gegen fünfzehnhundert Stimmen. Diese fünfzehnhundert Stimmen werden sich aber auf vier bis fünf Candidaten vertheilen, und unter solchen Umständen sind hundert und fünf-

zig sichere Stimmen ein ansehnliches Contingent, abgesehen von den etwaigen andern Zauberstücken, die der Herr Schulrath noch in Petto hat."

„Mag er sie haben," sprach, vom Stuhl aufstehend, der Zeugschmied, „ich vertraue auf den gesunden Sinn der Bürgerschaft. Es wäre ja für unsere Stadt eine Schande, ein Schimpf für alle Zeiten."

„Das meine ich auch," setzte Möhring hinzu, „und deshalb bin ich auch ganz unbesorgt wegen der Taschenspielerkünste des Herrn Schulraths. Apropos, da fällt mir etwas ein, worüber ich längst mit Ihnen sprechen wollte, Herr Advokat. Wir sind beide in der Finanz-Deputation. Wir haben den Bürgermeister bis jetzt immer vergeblich um Vorlegung der Belege über die Bureaukosten ersucht. Wie mir der Stadtkämmerer sagte, beträgt der Büreauaufwand in diesem letzten Jahre über zweitausend Thaler!"

„Ueber zweitausend Thaler! das ist ja ein ganz horrender Aufwand," rief Karsten, „ist denn die Tinte so theuer wie Champagner geworden, und Papier wie Seidenstoff?"

„Wenn auch nicht so theuer wie Champagner,

doch vielleicht wie Medoc oder bairisches Bier," sagte der Zeugschmied trocken und griff dabei nach seinem Hute.

„Wie meinen Sie das?"

„Ich meine, daß es nicht mit rechten Dingen zugeht, wenn der Bureauaufwand, der bisher kaum über fünfhundert Thaler betragen, jetzt auf einmal so gestiegen sein soll."

„Nun es wird sich ja finden," antwortete Karsten, gleichfalls nach seinem Hute greifend, „ich werde in der morgenden Sitzung die Sache zur Sprache bringen. Gehen Sie mit, Herr Doctor?" Hagen bejahte. Sie verabschiedeten sich.

„Ich wollte Ihnen noch eine kleine Privatmittheilung machen," sprach Karsten unterwegs, „doch zuvor noch eine Frage. Was halten Sie von dem Hauptmann Berg?"

„Von dem Hauptmann Berg? Ich halte ihn für einen Ehrenmann."

„Denken Sie, der Hauptmann hat eine Ausweisungs-Ordre erhalten."

„Eine Ausweisungs-Ordre vom Ministerium?"

„Nein, vom Kreisrath, dem Herrn von Spitzkopf; es ist ihm aufgegeben, binnen acht Tagen Stadt

und Land zu verlassen.“ „Und der Grund?“ frug Hagen, bestürzt über diese Mittheilung. „Den wissen die unsterblichen Götter und der Kreisrath.“

„Und ist diese Ausweisung nicht rückgängig zu machen?“

„Nein, das heißt aus dem Grunde nicht, weil sie gar nicht vor sich gehen wird,“ sagte der Advokat in lebhafter Erregung, „es ist eine Eigenmächtigkeit sonder Gleichen, eine Willkührmaßregel, wie sie sich vielleicht ein Präfekt, aber kein deutscher Kreisrath erlauben darf und soll. Der Hauptmann war heute Morgen bei mir und zeigte mir die Ordre. Es ist ein kostbares Aktenstück, welches mir gute Dienste leisten wird. Ich will Ihnen die Sache erklären. Nach unserm Gemeinde-Gesetz hat in den Städten bloß und allein der Gemeinde-Vorstand die Ausübung der polizeilichen Befugnisse der Fremden- und Sicherheitspolizei. Es liegt also in dem Ausweisungsdekrete eine flagrante Gesetzesverletzung vor, ein Eingreifen in die Befugnisse des Magistrats, welches entschieden zurückgewiesen werden muß. Ich werde die Angelegenheit morgen in dem Gemeinderathe zur Sprache bringen. Und wenn der Herr Doctor Rothe etwa des Kreisraths Partei nehmen

sollte, so werde ich den Antrag stellen, eine Beschwerde an das Ministerium zu richten.

Sehen Sie, das ist wieder ein Beleg für unsere Behauptungen. Wir brauchen Männer mit ernstem, energischem Willen, die zähe am Gesetze halten, und jedem ungerechten Drängen Widerstand leisten. Wüßte der Kreisrath nicht, daß der Bürgermeister ein Mensch ohne innern moralischen Halt, er würde sich einen solchen Eingriff wahrlich nicht erlaubt haben. Doch dieses Mal hoffe ich dem Herrn von Spitzkopf einen Strich durch die Rechnung zu machen, er soll merken, daß er noch nicht ex lege steht, und wie ein kleiner Proconsul oder Präfect sich geberden kann."

Fünfzehntes Kapitel.

Standet Ihr jemals an dem grünen Tische einer Spielhölle, wie sie draußen in den Bädern am Rheinstrome und Taunus ihre Pforten aufgethan? Saht Ihr, von innerem Grauen gefesselt, den entsetzlichen Angstblick, mit welchem jener Unglückliche mit den bleichen Lippen und den verstörten Zügen, an den

Händen des Croupiers hängt, der die Karte abzieht? Leben oder Tod klebt an dieser Karte, schlägt sie nicht für ihn so — er wischt sich die Schweißtropfen von der Stirn, und denkt den grausigen Gedanken nicht aus. Sahst Du je solch' einen Blick, dann wirst Du ihn nimmer vergessen, unauslöschlich hat er sich in die Tafel Deines Gedächtnisses eingebrannt, und wenn Du Karten erblickst, und den grünen Tisch mit den funkelnden Gold- und Silberhaufen, so wird zwischen Dir und ihm jene bleiche Gestalt mit dem Angstblicke aufsteigen, und Dich zurückscheuchen von dem Rande des Abgrunds!

Leben und Tod an einer Karte! grauenhafter, entsetzlicher Anblick!

Es war schon spät in der Nacht, zwischen der zwölften und ersten Stunde. Der Himmel war mit dunklem Regengewölk bedeckt, kein Stern flimmerte dort oben im weiten Raume. Der Nachtwind strich kalt und unheimlich über die Ebene und schüttelte das letzte welke Laub von den Bäumen. In den Häusern der Stadt war Licht und Leben erloschen; nur hie und da schimmerte ein trübe und düsterbrennendes Lämpchen mit seinem schwachen Lichtschein durch die Gardinen. Auch in dem Hause, wo der alte

Jean Jacques Dübois, der greise französische Sprachmeister wohnte, lag bis auf zwei Bewohner alles in tiefem, nächtlichem Schlummer.

Der Eine von den Beiden, die noch in die Nacht hineinwachten, war Herr von Buchen, jener tragische Künstler, den wir als stillen Anbeter der Frau von Stern kennen gelernt. Er bewohnte die Beletage des großen Hauses, und hatte sowohl die vordern, als die nach dem Hofraum hinausgehenden Zimmer inne. Er saß in einem der hintern Zimmer am Clavier und spielte jenes Sturmlied von Marseille, das: **Allons enfants de la patrie!** Der Künstler hatte es bei dem Intendanten der Schauspiele durchgesetzt, daß das neue Drama eines jungen Dichters: „Die Girondisten" auf das Repertoir gesetzt worden, und suchte sich durch die Klänge jenes Liedes, das mit so mächtiger Gewalt an die Leidenschaft appellirt, in die Stimmung seiner Rolle zu versetzen . . . Der Andere, der noch in die Nacht hineinwachte, war der alte Sprachmeister Dübois, der hoch oben im vierten Stockwerke in seinem kleinen Studirzimmer saß, dessen Fenster auf denselben Hofraum hinausgingen, wie die der Stube, in welcher Buchen am Clavier spielte.

Der alte Mann mit den grauen Haaren und den gefurchten Zügen saß vor einem morschen, wurmstichigen Schreibtische, auf welchem ein tief herabgebranntes Talglicht in einem blechernen Leuchter brannte und seinen traurigen, trüben Schein über das ärmliche Zimmer flackernd fallen ließ.

Vor ihm lag eine alte, schmutzige Karte ausgebreitet und das dunkle, in irrer Gluth flammende Auge des alten Sprachmeisters hing an den abgerissenen Blättern mit demselben Ausdruck entsetzlicher Angst, wie das jenes bleichen Spielers an den Händen des Croupiers. Dabei bewegten sich seine Lippen, dunkle, unverständliche Worte murmelnd, und seine zitternden Hände flogen tastend über die Reihen der aufgelegten Karten. Der unglückliche Alte! Er legte sich die Karte, um aus ihr die Hoffnung auf eine bessere Zukunft herausgelesen . . . Wochenlang trieb er es schon so bei nächtlicher Weile und verschlossener Thüre, wenn die Seinigen zur Ruhe gegangen waren. Dann richtete er sich leise von dem harten Lager, wo ihn Sorge, Angst und Kummer nicht ruhen ließen, empor und schlüpfte leise hinüber in sein kleines Studirzimmer. Mit zitternden Händen zündete er das Talglicht an, verriegelte die Thür und

begann dann die Karte auf dem Schreibtische aufzulegen, um aus ihr eine glückliche Wendung seiner bittern Noth herauszulesen . . . Es war schon die eiserne Kralle des Wahnsinns, die sich nach ihm ausstreckte und ihn hin zu den Karten zog, um ihn endlich — doch was ist das?

Der Alte richtete plötzlich sein graues Haupt mit den gramvollen Zügen empor und lauschte . . . Eine helle Gluth loderte in seinen Augen, und der entsetzliche Ausdruck innerer Angst und Qual verschwand von seinem Gesichte . . . Der Herbstwind hatte das lose Fenster aufgerissen, und über den Hof herüber klang, von den Fittigen des Nachtwindes getragen, das Lied, jenes wunderbare Lied von Marseille:

Allons enfants de la patrie,
Le jour de gloire est arrivé.

Er hatte es viele, viele Jahre nicht gehört, dieses Lied der Revolution; nun klang es plötzlich in nächtlicher Stunde an sein lauschendes Ohr.

Einen Augenblick vergaß er sein Elend, vergaß er die Gegenwart und die verhängnißvollen Karten, die ihm wochenlang nichts als Unglück geweissagt; er schloß die Augen, das Haupt sank auf die Rücklehne des Stuhls, und die Bilder einer funfzigjähri-

gen Vergangenheit zogen an seiner Seele vorüber, begleitet von den Zauberklängen jenes Liedes von Rouget de L'isle.

Es waren große, traurige und freudige, berauschende und schmerzliche Erinnerungen!

Der kleine Jean Jacques Dübois war zehn Jahr alt, als er es zum ersten Male hörte: jenes Lied mit dem gewaltigen Zauber!

Es waren junge Soldaten, die, durch sein heimathliches Dorf ziehend, es sangen. An den Grenzen Frankreichs standen die feindlichen Heere, den Tod des Königs, den man in Paris gerichtet, zu rächen und der Convent hatte das Vaterland in Gefahr erklärt.

Ganz Frankreich griff zu den Waffen und von der Normandie bis zu den Pyrenäen klang es wie aus einem Munde:

Allons enfants de la patrie
Le jour de gloire est arrivé!

Er stand am Wege, der kleine Jean und sah sie vorüberziehen, diese jungen, muthigen Soldaten der Republik, barfuß, in zerrissenen Kleidern, nicht einen Bissen Brod im Tornister, aber bereit, für das Vaterland zu sterben.

Wie klopfte sein kleines Herz bei dem: „**Aux armes citoyens! formez vos bataillons.**“ Der kleine Bursche warf seine Zipfelmütze in die Luft, und wußte seinen Gefühlen keinen andern Ausdruck zu geben, als daß er den Soldaten ein helles: **Vive la republique!** nachrief und dann betrübt nach Hause schlich, weil er nicht mit ihnen in den Krieg ziehen konnte.

Geduld, kleiner Jean Jacques, auch Dein Tag wird kommen.

Er war vierzehn Jahre alt, als sein Vater, welcher Dorf-Schullehrer gewesen, starb. Die Mutter war schon vorher gestorben, und so stand Jean Jacques, der nun ein derbes Bürschchen war, allein in der weiten Welt.

Da zogen eines Tages wieder Soldaten durch das Dorf. Und wieder klang das:

„**Marchons, marchons,**“ in des Knaben Ohren.

Es war ein Regiment, das zur italienischen Armee ging, die der junge General Bonaparte befehligte. Als die Colonne andern Morgens ihren Weitermarsch antrat, hatten sich die Trommler des Regiments um einen vermehrt; es war Jean Jaques, dem es keine Ruhe ließ, bis er die dreifarbige Co-

carde auf dem Hute und den blauen Rock auf dem Leibe hatte.

Das Regiment kam noch zeitig genug, um an der Schlacht von Marengo Theil zu nehmen.

Der General sprengte vor die gelichtete Fronte.

„Soldaten!" rief er, „die Batterie dort muß unsere werden. Frankreich und Italien blicken auf Euch — Freiwillige vor!"

Der Rest des Regiments stürzte vorwärts, Jean Jaques mit seiner Trommel an ihrer Spitze.

Hui! Wie flatterte die Fahne im Pulverdampfe, wie muthig wirbelte die Trommel, wie freudig scholl es durch die von Kartätschen zerrissenen Glieder:

„Aux armes, citoyens! formez vos bataillons."

Schon blicken die Grenadiere in die Mündungen der Kanonen, da blitzt es noch einmal auf, die erste Rotte stürzt blutend, verstümmelt nieder — die nächsten pflanzen die zerfetzte Tricolore auf dem eroberten Werke auf.

Wieder waren Monden vergangen. Mit zerschossenem Arme war Jean Jaques vom Schlachtfelde aufgehoben worden. Es dauerte lange, ehe die Wunde heilte; und als er endlich genesen, war er so matt, daß er mit einem Trupp Blessirter nach

Frankreich zurückgehen mußte. Sein heimathliches Dorf empfing ihn mit gerechtem Stolze, und da Jean Jaques von seinem Vater gut Lesen und Schreiben gelernt, so übertrug man ihm das väterliche Amt. In den ersten Jahren fühlte sich der junge Lehrer ganz glücklich. Statt des Trommelschlägels führte er den Bakel und während früher er gehorchen mußte, commandirte er jetzt selbst. Doch auch diese Zeit sollte bald vorübergehen.

Der General Bonaparte hatte den Kaiserthron bestiegen, und von Neuem standen die Heere Frankreichs in Waffen gegen Oesterreich.

Jean Jaques war jetzt in dem Alter, wo er conscriptionspflichtig war, und da Soldaten nothwendiger wie Schullehrer gebraucht wurden, so mußte auch Dubois wieder zur Flinte greifen und in ein Regiment Voltigeure eintreten. Und wieder klang es hell und laut:

Allons enfants de la patrie
Le jour de Gloire est arrivé!

Vor den Adlern des Kaisers flog die Siegesgöttin, und die Tage von Ulm und Austerlitz wurden mit ehernem Griffel in das Buch der Schlachten

eingetragen. Wie schien sie so hell, die Sonne von Austerlitz!

Wie funkelten in ihren kalten, klaren Strahlen die Adler des jungen Kaisers! Aber wie viele gebrochene Augen und gefallene Leiber beschien sie auch, diese helle, glänzende Sonne von Austerlitz!

Auch Jean Jaques lag unter diesen todten, verstümmelten Körpern. Der Säbelhieb eines österreichischen Dragoners hatte ihm die halbe Hirnschale gespalten.

Aber es war Jean Jacques Dubois nicht bestimmt, auf dem Schlachtfelde einen ehrlichen Soldatentod zu sterben. Seine Kammeraden hoben ihn auf, und übergaben ihn der Ambulance, wo man seinen zerhauenen Körper wieder zusammenflickte. Ein halbes Jahr lag er im Lazarethe und als er es wieder verließ, war er so schwach im Kopfe, daß er häufig das wirrste Zeug durcheinander sprach.

Sein Colonel gab ihm deshalb unbestimmten Urlaub und die Erlaubniß, in sein Dorf zurückzukehren. Diesmal konnte er nicht wieder Lehrer werden, sein Kopf war noch zu schwach und angegriffen. Auch brauchte er sich nicht um den Erwerb zu ängstigen, denn der Säbelhieb des Dragoners

hatte ihm das Kreuz der Ehrenlegion und eine jährliche Pension von 400 Franken gebracht, genug, um in dem Heimathsdorfe ohne Sorgen leben zu können. Wiederum vergingen Jahre und allmählig wurde es immer besser mit Dubois' Zustande und seinem Kopfe. Er konnte stundenlang lesen und schreiben, ohne daß es ihm Schmerz im Gehirne verursachte, und nur zuweilen im Herbste und Frühjahre, wenn Stürme wehten oder ein feuchtes, regnerisches Wetter eintrat, schmerzte ihm die alte Wunde. Das war jedoch nur vorübergehend und hinderte Jean Jaques wenig an seinem Studium. Ja — staunt nur, Jean Jaques studirte. Das heißt nicht eben auf einer Universität, in Paris oder Straßburg, oder in einem Colleg, sondern daheim in seinen Büchern die er theils vom Pfarrer entlehnte, theils aus der Bibliothek der nahen Stadt sich verschaffte.

Da ertönte ein Schrei des Schreckens, der ihn von seinen Büchern aufjagte. Dieser Ruf, der von den leichenbedeckten Schneefeldern Rußlands herüber tönte, verkündete den Untergang jener großen Armee, die bestimmt war, die Geschicke Europa's umzugestalten, und deren versprengte Reste wenige Monate später froh waren, hinter dem Niemen sich vor der

Kälte, dem Hunger und den Kosaken verbergen zu können. . .

Das Jahr 1813 kam, der Kaiser rief die Nation zum letzten Kampfe auf.

Konnte Dübois bei diesem Rufe seines alten Generals daheim bei seinen Büchern bleiben?

Er, der seinem Feldherrn die Schlachten von Marengo und Austerlitz hatte schlagen helfen?

Es litt ihn nicht länger in dem stillen Dorfe; eines Morgens schnürte er sein Bündel und eilte der nächsten Garnisonsstadt zu.

Er meldete sich auf der Commandantur als wieder eingetroffen, und wurde als Stabsfourier dem Stabe des Marschalls Ney zugetheilt.

Und vorwärts ging es nun wieder über den Rhein, nach Deutschland hinein, dessen Volk nach Jahren schmachvoller Fremdherrschaft zu dem Schwerte gegriffen, um sich frei zu machen von der französischen Vergewaltigung! Wie schmetterten die Trompeten, wirbelten die Trommeln, als die Regimenter über den Rhein setzten, wie klang das: „vive l'empereur" aus tausenden von Kehlen, wie schmetterte der Marsch des „Partant pour la Syrie" —

denn das „Allons enfants de la patrie“ war schon seit Jahren verbannt und verpönt.

Aber es waren nicht mehr die alten, kräftigen Schwingen, auf denen der kaiserliche Adler dahinflog, nicht mehr jener gewaltige, rauschende Siegesflug, der so oft die Welt in Schrecken und Erstaunen gesetzt.

Der altersschwache Doppel-Adler Germaniens, der 1805 und 1806 unter den Fängen des kaiserlichen Aar's verblutet, war neu erstanden in Preußens Adler, der auf Lützen's blutgetränktem Felde seinem Feinde zeigte, daß er ihm jetzt ebenbürtig. Und wie einst das Allons enfants de la patrie den Schrecken in die Reihen der Feinde Frankreichs getragen, so trug ihn jetzt das: Das Volk steht auf, der Sturm bricht los! in die Glieder der Feinde Deutschlands!

Dübois focht in allen großen Schlachten dieses Feldzuges mit; er war bei Lützen, Bautzen, Leipzig. Bei Leipzig, wo der Stern seines Kaisers sich zum Untergange neigte! Dübois war schon am zweiten Schlachttage verwundet worden, und hatte nur mit äußerster Kraftanstrengung sein Quartier in der Stadt erreichen können. Wäre Dübois ins Lazareth

gegangen, so wäre er sicherlich umgekommen — aber so war es die Liebe, die an seinem Lager wachte, ihn pflegte und rettete. Wunderliches Spiel des Schicksals! Jean Dübois, der tapfere Soldat der Republik und des Kaisers, dem **la belle France** über Alles ging, dieser wackere Jean Jacques ließ sich von den blauen, sanften Augen eines sächsischen Mädchens so fesseln, daß er darüber den Kaiser und Frankreich vergaß, und sich in Deutschland eine neue Heimath gründete.

Klara Wagner hieß das Mädchen, eines ehrlichen Schenkwirths, im Barfuß-Gäßchen, einziges Kind. Ihren Bemühungen gelang es, Dübois vor der Kriegsgefangenschaft zu retten und ihm sogar eine, wenn auch anfänglich bescheidene, Existenz in Leipzig zu gründen.

Dübois wurde französischer Sprachlehrer. Der hübsche, junge, gebildete Mann, dessen Schicksal schon die Theilnahme der guten Leipziger und Leipzigerinnen erregte, fand bald Schüler und Schülerinnen. Nach zwei bis drei Jahren hatte er sein gutes Einkommen, welches ihm gestattete, einen eignen Heerd aufzurichten und seine Klara zu heirathen.

Aus dem Soldaten der Republik und des Kaisers

war ein friedlicher Sprachmeister geworden, der avoir und être conjugiren ließ. Die Erinnerung an die früheren Zeiten trat immer mehr in den Hintergrund zurück, und statt der Marseillaise summte er, wenn er mit seinem Töchterchen im Arm herumsprang: „Schlaf Kindchen schlaf, im Garten geht das Schaaf."

Nur einmal regte sich das alte französische Soldatenherz wieder in ihm, bei der Nachricht von des Kaisers Rückkehr von Elba.

Da verging kein Tag, wo er nicht das Allons enfants de la patrie zwischen den Zähnen brummte, und ihm das Marchons, marchons so in die Beine fuhr, daß er seinen Hut ergriff und über den Frankfurter Steinweg rannte, als wollte er schnurstracks nach Frankreich laufen. Aber schon in der Nähe des Kuhthurms mäßigten sich seine stürmisch-eiligen Schritte, er dachte an das große und das kleine Clärchen, das damals eben erwartet wurde, und als er nach Lindenau kam, war er so müde, daß er es für besser hielt, in dem Gasthofe einzukehren und eine Flasche Weißbier zu trinken, als den weiten Weg nach Paris fortzusetzen. An dem Tage jedoch, wo die Nachricht von der Schlacht bei Waterloo, nach

Leipzig kam, war es partout nicht zum Aushalten mit ihm, und wer weiß was geschehen wäre, wenn nicht an demselben Tage die Ankunft des kleinen Clärchens ihn gezwungen hätte, statt nach Paris, nach der Hebamme zu laufen, und seine Schwiegermutter zu holen.

Fünfzehn Jahre lebte Dubois, als Sprachlehrer in Leipzig, da starb ihm seine geliebte Gattin. Der Schlag traf ihn hart. Von dem Augenblicke an gefiel es ihm in Leipzig nicht mehr, und er wünschte sich aus einer Stadt fort, wo ihm jeder Spaziergang, jede Straße an die Zeit erinnerte, wo er sie an der Seite seiner Clara durchwandelt.

Wie gerne war er früher in das Rosenthal gegangen, wie behaglich hatte er sich in Gohlis und Eutritzsch gefühlt, wie hatte er sich auf die Mittwoch- und Sonnabend-Nachmittage gefreut, wo er mit seiner Frau und seinen Kindern hinaus in den großen Kuchengarten, oder nach Connewitz ging, um dort Kaffee zu trinken, und seiner Familie die Ereignisse jener großen Völkerschlacht zu erzählen, die seinem Kaiser seine Krone raubte, und ihm das Glück seines Lebens schenkte. Und nun war mit einem Male Alles dahin!

Der Johanneskirchhof wurde sein einziger Spaziergang, ein Besuch an dem Grabe seiner Gattin seine einzige Erholung. . . Unter solchen Umständen kam ihm der Antrag, an dem Gymnasium der Stadt, in der er jetzt lebte, die Stelle eines Sprachlehrers anzunehmen, so erwünscht, daß er die Berufung sofort acceptirte. Er verließ Leipzig und siedelte mit seinen Kindern dorthin über.

Dubois heirathete wieder. Kinder und sich mehrende Sorgen blieben nicht aus.

So lange Dubois indessen noch rüstig war, ging es so leidlich, trotz des zahlreichen Kindersegens, der bei Leuten ohne Vermögen oder entsprechendem Erwerbe, oft ein sehr schwerer Segen wird. . .

Aber mit den Jahren wurde der alte Sprachmeister stumpfer und schwächer. Die Zahl seiner Privatschüler minderten sich, die Ausgaben und Sorgen mehrten sich. Seine zweite Frau hatte ihm ein Häuflein von sieben Kindern geboren, und außerdem hatte er noch seine Enkelin, das Kind seiner verstorbenen Tochter erster Ehe, zu sich genommen. Der alte Sprachlehrer hatte zwar zu verschiedenen Malen

um eine Gehaltszulage gebeten, indessen traf es sich unglücklicher Weise, daß stets über die dem Kirchen- und Schulcollegium zu Gebote stehenden Gelder anderweitig verfügt war. „Das unterzeichnete Collegium," hieß es in einem dieser Bescheide auf Dubois Ansuchen, „sieht sich darmalen nicht in der Lage, dem Gesuche des Sprachlehrers am hiesigen Gymnasium, Jean Jacques Dubois, um eine Personalzulage willfahren zu können, dieweil über die dem Collegium zu Gebote stehenden Gelder, für dieses Jahr durch Bewilligung eines Badereise-Stipendiums für den Geheimen Schulrath Mantius, und durch eine außerordentliche Gehaltzulage an den General-Superintendenten Dr. Klopfer, anderweitig disponirt ist."

Ein anderes Mal wurden ihm wirklich in Gnaden 50 Thlr. Zulage gewährt: Petenten jedoch auch bedeutet, in Zukunft ein Hohes Collegium mit derartigen Querelen zu verschonen.

Zu dieser Zeit ereignete sich die Februarrevolution. .

Frankreich eine Republik! Das Wort wirkte wie ein Zauber auf den alten Dubois.

Die ruhmreichen Erinnerungen seiner Jugend wurden wieder wach, und die Tage des Allons enfants de la patrie“ erschienen ihm wieder, umflossen von jener Glorie des Ruhms, welche die Zeiten der Republik für einen ihrer Krieger immer haben mußten. Wenn auch die Jahre und des Lebens Sorgen, Dubois schwarzes Haar längst gebleicht, so hatte sich der alte Graukopf, mit den lebhaft blitzenden Augen unter den buschigten Brauen ein frischeres Herz bewahrt, als viele Jüngere, die, kalt und theilnahmlos für die Geschicke der Völker, nur mit ihren selbstischen Zwecken beschäftigt, im Sturm und Drang jener Zeiten nichts, als eine unangenehme, höchst fatale Unterbrechung des gewohnten Ganges ihres behaglichen Daseins erblickten; bedauernswerthe Menschen, die, wie Sallust in seiner Geschichte der Verschwörung des Catilina sagt, gleich den Thieren nur ihren niedrigen Trieben folgend, in den Tag hinein leben. Für den alten Professeur dagegen begann ein neues Leben. Er besuchte die Restaurationen und Kaffeehäuser wieder, um Zeitungen zu lesen und den Gästen von den Zeiten von 1789 zu erzählen, der großen französischen Revolution, und ließ in der „Stadt- und Landtrompete,“ die auf dem

breiten Fahrwasser des Märzes daher trieb, kleine Gedichte, worin er die liberté feierte, einrücken.

Oppermann, mit dem er damals viel verkehrte, rieth ihm nun allerdings von letzterem ab.

„Lassen Sie das sein, Herr Professor," sagte er ihm einst, „diese kleinen Chansons werden nur von sehr Wenigen verstanden, nützen daher der Sache, welcher sie dienen wollen, wenig und schaffen Ihnen Feinde. Das Kirchen- und Schulcollegium ist Ihnen ohnedies nicht besonders gewogen und wenn eine Aenderung der Dinge eintritt, so könnten Ihnen diese harmlosen Reime theuer zu stehen kommen."

Der alte Sprachlehrer antwortete aber auf derartige Winke immer:

„Warum soll ich nicht sagen, was mir liegt auf dem Herzen? **Ma foi! Je suis un soldat de la republique française, un enfant de la grande revolution! O! mon jeune ami, j'aime la liberté, comme ma femme et mes enfants!**" Und indem er lebhaft im Zimmer auf und abschritt, summte er: **Liberté, liberté chérie.** Dann hielt er inne, machte Front gegen den Candidaten, kreuzte die Arme übereinander und sprach:

„Mein Herz hat stets geschlagen für die Freiheit. . Toujours, toujours, mon ami .. ma parole est: la liberté, rien que la liberté. . . Ich werde nie verläugnen meine Grundsätze. Was können sie mir thun? Sie werden mir doch nicht können abhacken den Kopf, wenn ich besinge die Freiheit?"

Oppermann zuckte die Achseln, und beendete das Gespräch mit den Worten:

„Nein, das auf keinen Fall. Aber Ihnen keine Gehaltszulage geben, und Sie sammt Ihren Kindern hungern lassen. —"

„O mes pauvres enfants!" seufzte der Alte, und versank in düsteres Schweigen.

Oppermanns Befürchtungen sollten in Erfüllung gehen. Die Rückströmung trat ein. Dubois Träume von der Liberté löften sich in Nebelgebilde auf.

Auf den alten Professeur übte diese Wendung einen mächtigen Einfluß. Er wurde menschenscheu, in sich gekehrt, düster.

„O, mein Freund," sprach er einst zu Oppermann, „ich hasse diese Welt, ich möchte, daß käme ein großes Sterben, die Cholera oder die Pestilenz, daß wir allesammt würden getilgt von der Erde."

Vergeblich suchte ihn Oppermann aufzurichten und Muth einzuflößen.

Der Alte schüttelte den Kopf, und indem er mit Gewalt eine Thräne zurückpreßte, sagte er mit trauriger Stimme:

„Es geht zu Ende. . Ich mag nicht lange mehr leben auf dieser Welt: O, meine armen Kleinen.“

Bei einer solchen Unterhaltung that Oppermann einen Blick in des alten Sprachlehrers bedrängte Lage.

Es war zu jener Zeit, wo er ihm das kleine Darlehn zur Bestreitung des Miethzinses vorschoß. Die Zahl der Privatschüler hatte sich immer mehr gemindert, und seine dreihundert Thaler Gehalt reichten, bei der wachsenden Theuerung, kaum zur Bestreitung des nothwendigsten, täglichen Lebensbedarf's aus.

Kartoffeln, trocknes Brod und schwarzer Kaffee, waren die kärglichen Nahrungsmittel der Familie. Nicht einmal des Sonntags kam Fleisch auf den Tisch, — fünf Groschen für ein Pfund Rindfleisch, war eine unerschwingliche Ausgabe. Vergeblich schilderte der alte Dubois dem Kirchen- und Schulcollegium seine Lage: das Drängen seiner Gläu-

biger, die Aussicht auf den nahenden Winter: es waren eben keine disponiblen Fonds vorhanden. Die Lage der Familie wurde immer trauriger.

Die Kinder trugen nothdürftig zusammengestückte und geflickte Kleider, die dünn und fadenscheinig, kaum einen Schutz gegen die Rauheit des Herbstes und nahenden Winters verliehen.

Was half es, daß die Frau den ganzen Tag nähte und flickte.

Wie ängstlich sie auch die Kleidchen und Hemden zusammenflickte, das Zeug wollte endlich doch nicht mehr halten.

Es waren harte, schwere Zeiten.

Der alte Sprachlehrer wurde mit jedem Tage menschenscheuer, düsterer, in sich gekehrter. Rauschend schüttelte das Unglück seine schwarzen Fittige über seinem Haupte, und in der dunklen Nacht seiner angstvollen, schweren Träume, streckte sich des Wahnsinnes eiserne Kralle nach ihm aus. . .

Wenn in schlafloser Nacht, auf seinem harten ärmlichen Lager, das Bild seiner Noth an seine geängstigte Seele trat, wenn er den Augenblick immer näher kommen sah, wo seine armen, halbverhungerten Kinder ihn umringen, und vergeblich nach Brod

schreien würden, dann zerraufte sich der alte Mann sein graues Haar und weinte bitterlich.

Und dann diese Marter am Tage!

Da kamen die Gläubiger schaarenweise und Alle, Alle wollten Geld haben.

Die meisten dieser Schulden stammten noch aus früherer Zeit; denn jetzt bekam die Familie Nichts mehr geborgt, weil der alte französische Lump, wie die Gläubiger schimpfend auf der Treppe sagten, nichts mehr bezahlen könne. Häufig ließ sich der alte Sprachlehrer verläugnen, noch häufiger wich er solchen peinlichen Auftritten dadurch aus, daß er draußen auf Feldern und Wiesen allein herumstrich, trotz des Regens und der herbstlich kalten Winde, die das abgeschabte, dünne Sommerröckchen des Alten in Stücke zu reißen drohten.

„O, mon dieu!“ flehte er oft, wenn er so herumirrte, „nimm mich weg von dieser Welt mit meinen armen Kindern.“

Endlich bildete sich der unglückliche alte Mann ein, die ganze Welt habe ein Complott gegen ihn geschmiedet, um ihn zu verderben. Er erblickte in

Jedem einen Feind und Gegner, der auf sein Verderben sinne.

Oppermann, der Einzige mit dem er noch zuweilen verkehrte, suchte ihn vergebens von dieser fixen Idee abzubringen.

„Sie wollen den alten Dubois verderben," antwortete ihm der Sprachmeister mit seltsam funkelnden Augen, der Herr Schulrath Mantius hat mir den Untergang geschworen, — sie wollen mich vernichten, sammt meiner Familie! Oh ich weiß Alles."

Und er ging fort, einige unverständliche Worte zwischen den Zähnen murmelnd.

War es dem alten, unglücklichen Manne dann zum Verbrechen anzurechnen, wenn er — vielleicht nur um einen Augenblick zu vergessen, — in dieser Zeit zuweilen in eine Restauration eintrat, und ein Glas Bier oder ein Glas Cognac trank?

Er war zu alt, zu stumpf, um noch jene Energie zu haben, mit der jüngere, kräftigere Männer gegen das Unglück ankämpfen können.

„O mon jeune ami," sagte er eines Tages zu Oppermann, der ihm davon abrieth, „glauben Sie nicht, daß ich aus Gourmandise trinke. Aber ich will oft vergessen mein malheur und das malheur

des mes pauvres enfants! Ich habe kein Geld zu Trinken. Wenn ich einmal gehe des Abends zum Wirthshause, schnupfe ich nicht eine ganze Woche."

Eines Abends saß er in dem hintersten und dunkelsten Winkel der Bierstube zu den drei Zeisigen. Er hatte sich ein Glas Bier geben lassen, und aß dazu, heimlich und verstohlen, ein Stück trockenes Brod. Es war des alten Mannes Abendessen.

Zufällig war an dem Tage Schlachtfest in den drei Zeisigen.

So fett und dick Herr Wachtel auch war, so schlug doch unter dem Specke, der auf seinen Rippen saß, ein menschlich Herz, und wie er den alten Sprachmeister dahinten in der dunklen Ecke so verstohlen sein Stück trocknes Brod verzehren sah, rief er einen Kellner und raunte ihm ein paar Worte ins Ohr.

Eine Minute später stellte der Kellner ein paar Teller mit Wurst, Sauerkraut und Klößen auf des Alten Tischchen.

„Sie sind im Irrthume, Garçon," murmelte der alte Sprachlehrer verlegen, „ich habe nicht bestellt Wurst mit Sauerkraut."

„Ist auch nicht nöthig, Herr Professor," antwor-

tete der Kellner, den Herr Wachtel instruirt, „es ist heute Herrn Wachtels Geburtstag und da sind die Stammgäste zechfrei.“ Und zugleich setzte er dem Alten ein volles Glas vor.

Merkte der arme, alte Franzose, der doch kein Stammgast war, die unschuldige Lüge? Er zerdrückte zwischen seinen borstigen Wimpern eine Thräne, und fuhr mit der Hand über die feuchten Augen. Das Stückchen Brod entfiel ihm, er konnte keinen Bissen mehr essen.

In diesem Augenblicke trat, die Lippen leckend, mit der Nase schnüffelnd, um den Duft der Bratwurst und des Sauerkrauts einzuziehen, Schippmann, der heitere Lebemann, wie er sich selbst nannte, ins Zimmer.

Er kam eben vom Kreisrathe, dem er die wichtige Nachricht gebracht, daß er heute den Advokat Karsten mit einem Fremden, der einen großen Bart getragen und ganz wie ein Demokrat ausgesehen, in vertraulichem Gespräche auf der Straße, vor dem Postgebäude, erblickt und der Herr von Spitzkopf, der seit Wochen von Niemand, als von Mazzini träumte, hatte sofort zwei seiner Landgensdarmen beordert, sich nach dem Fremden mit dem großen

Barte und dem weißen Hute zu erkundigen, Schippmann aber hatte er einen Gulden gegeben — und der heitere Lebemann erinnerte sich sofort, daß heute Schlachtfest in den drei Zeisigen sei.

Während also Herr von Spitzkopf in seinem Zimmer auf und ab ging ,und den Bericht seiner Gendarmen über den Mann mit dem großen Barte, der, wenn nicht Mazzini selbst, doch sicherlich ein Emissär des gefürchteten Agitators war, erwartete, während die beiden Gensdarmen in Sturm und Regen den verdächtigen Fremden suchten, saß der heitere Lebemann bei einer Bratwurst mit Sauerkraut.

Dabei flogen seine kleinen, grauen Augen im Zimmer herum, und so entdeckte er auch den alten Sprachmeister, der, in einer Ecke sitzend, eben im Begriffe war, seine Wurst in Papier zu wickeln und seinen Kindern mit nach Hause zu nehmen.

„Schau, schau," murmelte Schippmann für sich, „bist du auch da, Monsieur **Parlez-vous français**? Straf mich, wickelt Wurst ein . . hä hä, alter Grauschimmel, mußt doch nicht so schlecht stehen. Wird sich freuen, der Schulrath, wenn er's erfährt . . . verfluchter Duckmäuser. Frißt Wurst in den Wirths-

häusern. . . Und jetzt auch noch 'n frisches Seidel . . . Straf mich, lebt wie unser Eins."

Wenige Tage später war großes Tractament beim Schulrathe. Auch der Rector Böhmer war geladen und dieser, der dem alten Dübois gewogen, meinte: es wäre am Ende doch dem Kirchen- und Schulkollegium ein Kleines, dem Manne aus der Noth zu helfen. Mantius zog die Augenbrauen empor, nippte ein Wenig von dem Malaga und entgegnete dem Rector:

„Ein Mann, der in den Wirthshäusern sich herumtreiben und dort schmausen und zechen kann, bedarf solcher Unterstützung nicht. Trotz seiner grauen Haare, ist der alte Dubois doch noch immer der leichtsinnige Franzose, der er von jeher war. Mag er seine Lage noch so drückend schildern, ich glaube ihm nicht und werde nie sein Gesuch bevorworten, ganz abgesehen von seiner Hinneigung zu verwerflichen Tendenzen. Ein öffentlicher Lehrer, der seine Stellung so vergessen kann, daß er in einem Zeitungsblatte ein Gedicht zu Ehren der sogenannten Liberté veröffentlicht, hat auf die Unterstützung des Kirchen- und Schulcollegiums keinen Anspruch."

Auf diese, in sehr entschiedener Weise gethane

Aeußerung hatte der ängstliche, zaghafte Rector geschwiegen. Am nächsten Tage theilte ihm der Rector die Aeußerung des Schulraths mit.

Der alte Dubois erwiderte kein Wort zu seiner Vertheidigung.

Hatte der alte Sprachmeister schon vorher die fixe Idee von dem Complotte, das man zu seinem Verderben ersonnen, so bestärkte ihn dieser Bericht des Rectors noch mehr darin.

Zu Hause war er still, in sich gekehrt, mied die Gesellschaft seiner Kinder, und schloß sich stundenlang in seiner kleinen Arbeitsstube ein.

„Mutter," sagte eines Tages die kleine Klara, seine Enkelin, „Großvater baut Kartenhäuser — er hat die Karten auf den Tisch gelegt, ich hab's durch's Schlüsselloch gesehen." Die Frau achtete nicht weiter auf das Geplapper des Kindes und verbot ihr nur, ferner durchs Schlüsselloch zu sehen. Die Kleine hatte aber wahr gesprochen. Der Schatten des Wahnsinns fing an, sich über die Seele des alten Dübois auszubreiten. Er sah sich verrathen und verlassen von den Menschen, die ja Alle auf sein

Verderben sannen. Da griff er, gleich einem Ertrinkenden, dessen Hand nach einem Strohhalme hascht, zu den Karten, um aus ihnen eine günstige Wendung seines Geschicks herauszulesen.

Im einsamen Zimmer, bei verschlossenen Thüren, wie ein Adept, der das Geheimniß des Goldmachens sucht, saß er und legte die Karte und zählte und zählte. Aber seltsam — die Karten gingen niemals auf, stets blieben zwei zurück und diese zwei waren die Unglückskarten, Pique Aß und Carreau Neun. Der Alte zählte stundenlang, von der Rechten zur Linken und von der Linken zur Rechten, die innere Angst trieb ihm den Schweiß in großen Perlen auf die Stirne, aber wie er auch zählen mochte: immer blieben die verhängnißvollen Blätter zurück. Wochenlang trieb er es nun schon so, und auch diese Nacht sitzt er am Schreibtische und zählt und zählt.

Da unterbricht ihn das Lied, an das sich die Erinnerungen seiner Jugend und seines Ruhmes knüpfen. Zuweilen zerreißt der Nachtwind die Accorde, dann klingen bloß einzelne Töne und Wörter an das lauschende Ohr des Alten, die ihn aber noch tiefer und gewaltiger aufregen.

„Amour sacré de la patrie!“ murmeln sein

Lippen und seine Gedanken fliegen hinüber nach dem schönen Frankreich, in sein heimathliches Dorf, wo er an jenem Morgen zuerst das: „**Marchons-Marchons!**“ vernahm, welches ihn hinaustrieb in den Sturm und Kampf des Lebens.

Noch einmal schlägt der Refrain:

„**Aux armes o citoyens, formez vos bataillons!**“

an sein Ohr, dann erstirbt das Lied unter dem wilden Heulen des Nachtwindes.

Der Alte sitzt noch immer mit geschlossenen Augen im Lehnstuhle und horcht, während an seinem innern Auge die Tage seines Lebens bis herauf zu dieser Nacht an ihm vorüberziehen. Mit einem Male fährt er empor, preßt die Hand auf die alte Kopfwunde, die ihm wieder wie glühendes Feuer brennt und blickt verstört um sich.

Das Erste, was er sieht, sind die Karten, die Unglückskarten: Pique-Aß und Carreau-Neun. Mit einer wilden, verzweifelten Geberde streift er die Karten zusammen und mischt sie, wie ein Spieler, der sein Hab und Gut bis auf den letzten Thaler verloren, und mit Gewalt dem Schicksale eine günstige Wendung abtrotzen will.

Aber wie er sie auch legen mag und wie er

auch zählt und zählt — er liest nichts als Unglück in den Bildern der Karte.

Der Schweiß bricht ihm aus der Stirn und seine Hände zittern, eine dumpfe Betäubung bemächtigt sich seiner; in dieser Verwirrung des Geistes läßt er die Karten fallen und greift nach einer alten Pistole, einer Waffe aus seinen Soldatenjahren, die geladen über seinem Büchertische hängt. „Tout perdu!“ — murmelte er dumpf, „finissons cela!“ Und wieder preßt er die Hände auf die alte Wunde, die ihm des Dragoners Säbel schlug. Dann wirft er einen Blick nach der Thüre, die hinaus auf den Gang führt, in dessen letzter Kammer seine Frau und Kinder schliefen.

„O mes pauvres enfants,“ stöhnte er und die Hand, welche die Waffe hält, fällt schlaff herab.

Er kämpfte einen entsetzlich schweren Kampf, der alte Mann mit den grauen Haaren, den der Tod auf so vielen blutigen Schlachtfeldern verschont, um ihn hier —

Die Augen des Unglücklichen fallen auf die verhängnißvollen, Verderben weissagenden Karten, seine Blicke flammen auf in irrer Gluth, das graue Gespenst des Wahnsinns steigt neben ihm auf, es er-

greift mit seiner eisernen Kralle die Hand des Unglücklichen, es hebt sie und drückt ihm die Mündung der Pistole dicht auf die Stelle, wo das hämmernde Herz die Angst des Armen in lauten Schlägen verkündet — das Gespenst berührt mit seinem Krallenfinger den Drücker — ein Aufblitz des Pulvers, ein dumpfer Knall — ein halberstickter Schrei — geschehen war es.

Die Kugel war ihm mitten durchs Herz gegangen.

Der wüthende, heulende Nachtsturm überschrie mit seiner Stimme den dumpfen Krach. Niemand im ganzen Hause hörte den Schuß, der dem Unglücklichen die Ruhe gab, die er in der Angst und Sorge des Lebens nicht mehr finden konnte.

Das Licht war erloschen, klappernd schlug das Fenster auf und zu, klagend heulte der Nachtwind und ruhig und bleich fiel ein Mondstrahl herein in die kleine Stube, auf die bleichen Züge und die blutige Gestalt des alten Sprachmeisters.

Wie der Nachtwind mit dem grauen Haare des alten todten Mannes spielte!

Sechzehntes Kapitel.

Die meisten Bewohner der Stadt hatten noch nicht recht den Schlaf der Sonntagsnacht von ihren Gliedern geschüttelt, und saßen noch gähnend beim Kaffee, als sich das unheimliche Gerücht von der Entleibung Dubois von Straße zu Straße und von Haus zu Haus verbreitete. Eine grausige Nachricht zum Montag früh. Den Meisten verbitterte sie den Morgenkaffee, Einigen traf sie wie ein Stich ins Herz. Hagen konnte sich, als ihm Herr Wachtel die Kunde brachte, kaum fassen. Er machte sich die bittersten Vorwürfe über seine Nachlässigkeit, und es war ihm, als hätte er selbst eine Blutschuld auf sich geladen.

„Wärest Du gestern zu ihm gegangen," so klagte er sich selbst an, „hättest Du ihm Deine Hülfe angeboten, so würdest Du einen Hoffnungsschimmer in das geängstigte Herz des alten Mannes gegossen, würdest ihn wieder mit Glauben und Zuversicht an

die Menschheit erfüllt, ihn von dem Tode errettet haben. So aber schobst Du es auf, und während Du in fröhlicher Gesellschaft beim Weine saßest, rang der alte, unglückliche Mann mit dem Tode!"
So quälte sich Hagen im ersten, leidenschaftlichen Schmerze.

Da pochte es an die Thüre und Oppermann trat herein. Der Candidat hatte feuchte Augen und war so ergriffen, daß er nicht ein Wort über die Lippen bringen konnte. Stumm drückte er dem Freunde die Hand, und setzte sich, die Hände vor den Augen in einen Winkel des Sopha's.

Auch Hagen vermochte lange nicht eine Sylbe zu sprechen. Endlich faßte er sich und trat zum Freunde, ihm leise die Hand auf die Schulter legend. „Friedrich," sprach er mit bebender Stimme, „Friedrich, ich wollte ein paar Jahre meines Lebens darum geben, wenn ich das Unglück dieser Nacht ungeschehen machen könnte. Es ist zu spät; wäre ich gestern zu ihm gegangen, vielleicht hätte ich ihn vor dem entsetzlichen Entschlusse bewahrt, ich verschob es auf heute, und in den paar Stunden, die dazwischen liegen, geschah es. Das ist der Fluch der Zögerung! O, wir Menschen sind wilde, harte Egoisten! Gilt

es unser eignes Wohl, dann können wir nicht schnell genug mit beiden Händen zugreifen, aber gilt es des Nächsten Wohl, dann hat es immer Zeit bis morgen." Er konnte nicht weiter sprechen, die Stimme versagte ihm.

„Wir sind eben Menschen," sprach Oppermann mit matter Stimme, „Geschöpfe mit vielen Schwächen und Fehlern. Es ist das eine traurige, recht traurige Geschichte, Heinrich!" Er sagte es so hin, wie träumend, und blickte starr auf die Diele nieder.

„Wo wohnte der alte Dubois, Friedrich?" frug Hagen leise nach einer Pause.

„In der Wallstraße —" antwortete mit tonloser Stimme der Candidat.

„Noch in demselben Hause, wo er vor zwölf Jahren wohnte?"

Friedrich nickte still. Hagen zog den Ueberrock an, nahm Hut und Stock, drückte dem Freunde stumm die Hand und ging. Ueberall auf der Straße, bei jeder Gruppe, hörte er den Namen des alten Dubois, den die Meisten nun, da er dahin war, beklagten, und dabei harte Reden über den Schulrath Mantius und das Kirchen- und Schulcollegium ausstießen.

„Gott," sprach ein Fleischer, der vor seinem La-

den stand, „wenn ich das hätte ahnen können: ich hätte ihm noch eine Kalbskeule geschickt, und den Bettel, den er mir schuldig, geschenkt. Wer konnte sich auch solches Elend denken. Er war doch ein Angestellter.“

Ein Nachbar, der dabei stand, nahm ihn beim Worte.

„Die Kalbskeule, Meister Pilz, könnt Ihr noch immer los werden. Schickt sie nur der Wittwe, die hat jetzt ganz allein acht hungrige Mäuler zu füttern.“

Meister Pilz, der nicht daran dachte, so rasch beim Worte genommen zu werden, zog im Anfange zwar eine Grimasse, indessen der Andere ließ ihn nicht eher los, bis er seinen Lehrling mit einem Kalbsbraten fortschickte.

Mit fatalen Gefühlen sah der Fleischer der Keule nach und schwur sich im Stillen, nie wieder eine edelmüthige Aeußerung laut werden zu lassen, und wenn sich Einer zu gleicher Zeit geköpft, erschossen, oder ersäuft hätte.

Ein wehmüthiges Gefühl beschlich Hagen, als er die Treppen hinaufstieg, die er früher so oft, wenn er in die Privatstunde zu dem Alten ging, hinaufgesprungen war.

Auf der zweiten Stiege begegnete ihm, die Cigarre im Munde, Schippmann, der Hagen verwundert von der Seite anschielte, und dann trällernd zur Treppe hinabtänzelte, indem er dabei für sich sprach: „Straf mich! machen 'n Aufhebens von dem alten Parlez vous français als wär' 'n Kaiser abgefahren . . 's ist mir ganz flau davon — straf mich, muß 'n Kümmelchen aufgießen.“

Hagen war indessen in die Wohnung des alten Sprachlehrers eingetreten.

Die Frau lag auf dem Sopha, das Gesicht in die Kissen gedrückt, unfähig, vor Weinen und Jammer ein Wort zu sprechen. Verschüchtert und verstört, wie eine Heerde hirtenloser Schafe, standen die Kinder in den Winkeln, oder kauerten am Ofen, die Größern unter ihnen weinend und schluchzend, die Kleinern, die das Unglück noch nicht in seiner ganzen Wucht begriffen, erschreckt und verdutzt über das Weinen der Mutter und der ältern Geschwister.

Hinten in der Stube, wo das Unglück geschehen, waren schon die Leute vom Gerichte. Sie nahmen ein Protokoll über den Befund auf, und constatirten, daß sich der Sprachlehrer, Jean Jacques Dubois, acht und sechzig Jahre alt, gebürtig aus der Franche-

Comte, in der Nacht vom Sonntage zum Montage, durch einen Pistolenschuß entleibt habe.

Hagen tröstete die unglückliche Frau mit wenigen, aber aus tiefstem Herzen kommenden Worten.

„Wohl ist es ein entsetzlicher, schwerer Schlag, der Sie getroffen,“ sprach er, „aber Sie dürfen trotzdem den Muth und den Glauben an die Menschheit nicht verlieren. Blicken Sie auf Ihre Kinder, die noch alle der Muttersorge und des Mutterauges bedürfen, mehr denn je, da nun des Vaters Auge gebrochen und nicht mehr über sie wachen kann.“

Dann wendete er sich an die Kinder und ließ sich von jedem die Hand geben und versprechen, der Mutter zu folgen. Beim Abschiede reichte er der Wittwe die Hand und indem er ihr ein kleines Päckchen in die Hand drückte, sprach er:

„Ihr verstorbner Gatte war mein Lehrer, und ich verdanke ihm so Manches, wofür ich ihm jetzt noch danken möchte. Nun ist's zu spät,“ fügte er hinzu, und strich rasch mit der flachen Hand über die Augen, „betrachten Sie dieses kleine Geschenk wenigstens als einen Beweis, wie werth mir die Erinnerung an ihn ist. Und nun leben Sie wohl. Was ich für Sie

und Ihre Kinder thun kann, soll geschehen.“ Er ging tief bewegt.

Unweit des Marktes traf er auf Karsten, der vom Rathhause herunterkam.

Der Advokat war leidenschaftlich erregt. „Das ist ein Montag,“ rief er mit bebender Stimme. „Hiobspost auf Hiobspost. Es ist abscheulich, schändlich. Wen soll man mehr beklagen, den todten Dubois oder den braven Oppermann?“

„Oppermann?“ frug Hagen mit einiger Bestürzung, „was ist mit dem? Er war vor einer halben Stunde gesund bei mir.“

„Gesund?“ lachte der Advokat bitter, „ja was man so gesund nennt. Hat er Ihnen denn Nichts von dem Vorfalle in der Schule, heute früh, erzählt?“

„Von heute früh? Ich weiß nicht eine Sylbe, sprechen Sie doch,“ drängte Hagen.

„Kommen Sie hinunter in den Rathskeller, es werden noch keine Gäste da sein, wir sind ungestört.“ In fast fieberhafter Erwartung folgte ihm Hagen.

Der Advokat erzählte ihm aber folgenden Vorfall, den wir erzählen wollen, wie er sich ereignet hat.

Der Unterricht der Freischule hatte kurz nach

sieben Uhr begonnen, als der Schulrath Mantius in Begleitung des Bürgermeisters Dr. Rothe in das Zimmer trat, wo Oppermann unterrichtete.

Mit sichtlichem Erstaunen blickte der junge Lehrer auf den unerwarteten Besuch. Ein paar Worte des Schulraths sollten ihn bald über den Zweck desselben aufklären.

„Das Kirchen- und Schulcollegium, Herr Candidat,“ eröffnete ihm Mantius, indem seine Augen scharf und durchdringend hinter den goldgefaßten Brillengläsern blitzten, „hat beschlossen, die Volksschulen allmonatlich brevi manu, ohne vorhergehende Ankündigung, inspiciren zu lassen. Worin unterrichten Sie eben jetzt, Sie treiben doch nicht etwa Naturgeschichte mit den Kindern?“ setzte er mit scharfer Betonung hinzu, und deutete auf einige Steine und einige frisch gebrochene Baumzweige und Herbstpflanzen, die auf einem Fensterbrette lagen.

Der Candidat hatte sich gesammelt.

Mit einer gemessenen Verbeugung gegen die beiden Herren, erwiderte er: „Naturgeschichte? Nein, diese Bezeichnung wäre zu anmaßend, ich nenne es Anschauungslehre.“

„Anschauungslehre?“ wiederholte mit emporge-

zogenen Augenbrauen der Schulrath, während der Bürgermeister mit verlegener Miene die Wände des Schulzimmers und die große, schwarze Tafel betrachtete, „was verstehen Sie darunter, Herr Candidat?“

„Erlauben Sie Herr Schulrath,—“ antwortete der junge Lehrer rasch und griff nach einem Baumzweige.

„Was ist das, mein Kind? frug er ein kleines blondes Mädchen von sechs Jahren.

„Ein Zweig, Herr Candidat,“ entgegnete die Kleine, indem sie sich von ihrem Sitz erhob.

„Von welchem Baume?“ fuhr der junge Lehrer fort.

„Von dem Tannenbaume.“

„Gut, Kleine,“ sprach Oppermann, indem er dem kleinen Blondkopf einen Wink gab, sich zu setzen und sich dann zu einer der Bank-Ersten, einem Kinde mit verständigen, freundlichen, braunen Augen, wendete.

„Sag' mir, Ida, kennst Du einen Baum, dessen Zweige diesem Tannenzweige ähnlich sind? Besinne Dich mein Kind.“

Die Kleine sann einen Augenblick nach, und antwortete dann, mit der Hand auf einen andern Zweig

deutend: „Dieser Zweig sieht dem Tannenzweige ähnlich.“

„Und wie heißt der Baum, von dem dieser Zweig gebrochen ist?“

„Fichtenbaum.“

„Richtig! Fichtenbaum. Nun antworte Du mir einmal Kleine,“ sprach er, sich zu einem kleinen Mädchen, mit einem Mündchen, wie ein Karpfenmäulchen, wendend, „erzähle mir doch etwas vom Tannenbaume.“

„Den Tannenbaum,“ begann die Kleine mit dem Karpfenmäulchen eifrig, „den Tannenbaum bringt der heilige Christ zu Weihnachten den guten Kindern, die gefolgt haben. Mit vielen rothen Aepfeln, goldenen Nüssen, und vielen, vielen Pfefferkuchen. —“

„Endlich!“ unterbrach hier der Schulrath, der mit sichtlich steigendem Unwillen der thatsächlichen Erklärung seiner Frage über die Anschauungslehre gefolgt, „endlich stehen wir auf christlichem Boden, beim heiligen Weihnachtsfeste. Erlauben Sie, Herr Candidat, lassen Sie mich einen Augenblick fragen... Sag mir, Du da,“ begann er im strengen, gravitätischen Tone, indem er sich zu dem kleinen Blond-

köpfchen wendete, „sag mir doch einmal, wessen Geburt feiern wir am heiligen Weihnachtsfeste?“

Die Kleine, schon bestürzt über den strengen Ton des fremden Mannes, wurde roth, stockte, sah verlegen zur Erde und blieb stumm.

„Nun?“ frug mit sichtlicher Ungeduld der Schulrath.

Die Kleine, immermehr eingeschüchtert, schwieg. „So sag' Du es mir?“ wendete sich Mantius mit heftiger Frage an die andere Kleine mit den rothen Bäckchen. Das Kind, ebenso wie die Andere, durch die Heftigkeit der Frage eingeschüchtert, schwieg gleichfalls.

Da wallte es in dem schon erregten Manne über.

„Wie?“ begann er mit strafendem Ausdrucke im Tone und Blicke, „Ihr kennt die Namen und den Unterschied todter Bäume und Gewächse, und wißt Nichts von dem lebendigen Worte.“

„Entschuldigen Sie, Herr Schulrath,“ unterbrach ihn hier Oppermann, „das wäre meine, nicht der Kinder Schuld. Indessen ist es wohl die Neuheit der Sache, und Ihre den Kindern fremde Persönlichkeit, welche sie verschüchtert und verstummen

läßt. Lassen Sie mich die Kleine da," er zeigte auf das kleine Blondköpfchen, „noch einmal fragen. Marie, wer wurde vor vielen vielen, hundert Jahren, zu Betlehem, in einem Stall unter Hirten und Schaafen und Lämmern geboren?"

„Jesus Christus von der Mutter Maria."

„Von der Jungfrau Maria, Kind," unterbrach sie lebhaft der Schulrath.

„Oppermann flüsterte Mantius zu: „Ich glaube kaum, daß diese Kinder die Bedeutung dieses Wortes begreifen. —"

Der Schulrath schnitt ihm durch eine lebhafte Geberde das Wort ab! „Bitte, Herr Candidat, ich glaube nicht, daß ich einer Vorlesung über Katechisiren oder Pädagogik von Ihnen bedarf."

Oppermann zitterte vor innerer Aufregung, aber er beherrschte sich noch und schwieg. Der Schulrath aber, piquirt und in lebhafter Bewegung, wendete sich zu dem Mädchen mit den klugen Augen, und sprach!

„Sprich ein Gebet, Kind." Die Kleine blickte den Herrn mit der goldenen Brille und dem rothen Ordensbändchen einen Augenblick ruhig an und sprach dann leise:

„Ich habe kein Gebet auswendig gelernt.“

„Wie? Du kannst nicht beten?“ brauste Mantius auf.

„Beten kann ich, aber nur aus dem Herzen. Wenn ich bete, so bete ich auch im Herzen.“

Der Schulrath verfärbte sich.

„Kannst Du denn gar kein Gebet?“ und seine Stimme bebte vor Zorn.

„Wir lernen keine Gebete auswendig,“ entgegnete die Kleine, „der Herr Candidat sagt, man müsse nur mit dem Herzen beten.“

„Es ist genug,“ unterbrach sie der Schulrath, sich zu dem Bürgermeister wendend, der mit einer wahren Armensündermiene während dieser seltsamen Schulinspection dagestanden, „ich kenne nun den Zustand dieser Klasse.

„Sie aber,“ sprach er in halbleisem Tone sich zu Oppermann wendend, „werden es als vollkommen gerechtfertigt finden, wenn ich Sie von jetzt an, im Namen des Kirchen- und Schulcollegiums, dem ich sofort über den verwahrlosten Zustand dieser Kinder Bericht erstatten werde, von Ihrem Amte suspendire.“

„Herr Schulrath,“ erwiderte der junge Lehrer

in ebenso leisem, aber festem Tone, „ich bin nicht vom Kirchen- und Schulcollegium, sondern vom Magistrate dieser Stadt in diese Lehranstalt eingeführt worden, und werde diese mir anvertrauten Kinder nicht eher verlassen, als bis mir vom Magistrate dazu die Weisung wird.“

Der Schulrath schob die Brille in die Höhe und antwortete mit einer eisigen Kälte:

„Hier steht der Herr Bürgermeister, der, wie Sie aus seiner stillschweigenden Zustimmung erkennen, gleichfalls der Ansicht ist, daß in einer christlichen Schulanstalt Irrlehrer fortan nicht mehr wirken können.“

Oppermann blickte den Bürgermeister fest und scharf an.

Der würdige Vater der Stadt spielte eine höchst traurige Figur. Er fürchtete sich, dem Schulrathe zu widersprechen und wagte doch auch nicht, ihm direkt beiznstimmen.

Die Inspection war ungesetzlich, geradezu gegen die Bestimmung der Gemeindeordnung, und konnte sehr verdrießliche Folgen für den Bürgermeister nach sich ziehen.

Der unglückliche Vater der Stadt schnitt ein Ge-

sicht, wie ein Verdammter im Fegefeuer, und er betrachtete es in der That als eine Fügung des Himmels, daß ihm in dem Augenblicke, wo er den Mund zum Murmeln einiger unverständlicher Worte öffnete, das Pflaster von der Lippe fiel und diese zu bluten anfing. Eilig drückte er das Taschentuch auf die wunde Stelle, und deutete durch eine stille Pantomime an, daß er jetzt nicht im Stande sei, zu sprechen.

Mantius wendete sich zum Gehen und der Bürgermeister folgte ihm, immer noch das Tuch vor dem Munde.

Oppermann aber, der in dem Gebahren des Bürgermeisters eine Bestätigung der Worte des Schulraths fand, richtete nach Entfernung der Herren ein paar Worte an die Kinder, sagte ihnen, daß sie einen andern Lehrer bekommen würden, ermahnte sie, diesem zu folgen, und schickte die Kleinen, die traurig die Köpfchen senkten und bis zum Weinen betrübt waren, nach Hause.

Oppermann selbst war das Herz schwer und voll. Mit einem wehmüthigen Blicke nahm er Abschied von der ihm so lieb gewordenen Schulstube, in der er sechs lange Jahre gelehrt und gewirkt, und

stieg dann langsam die Treppe hinab. Unten begegnete er dem Adjunkt Bauer. Mit wenigen Worten theilte er ihm die Nachricht mit.

„Sagte ich es Ihnen neulich nicht," flüsterte bestürzt der ängstliche, kleine Mann, „daß man Ihnen und dem alten Dubois etwas am Zeuge flicken würde. Nun, der Alte ist jetzt aller irdischen Noth ledig, und Gott, der keinen Sperling wider seinen Willen vom Dache fallen läßt, wird auch für Sie sorgen."

„Dubois? was ists mit dem alten Dubois?" frug Oppermann, von einer dunkeln Ahnung ergriffen, denn er wußte noch nichts von dem Vorfalle. Der Adjunct erzählte ihm die traurige Geschichte.

„O, mein Gott!" stammelte der Candidat, es war seine ganze Antwort.

Langsam ging er weiter; es lag ihm wie Blei in den Gliedern, er konnte kaum die „drei Zeisige" erreichen, und als er die Treppe zu Hagens Zimmer hinaufstieg, mußte er mehrere male still stehen und Athem schöpfen.

Es war ihm, als hätte ihm die Schreckensnachricht alles Mark aus den Gebeinen gesogen.

Und wie es bei solchen Naturen, wie Oppermann eine, der Fall: über dem fremden, größern Unglücke

vergaß er die eigene Noth, zumal, als er den blutigen Schmerz des Freundes sah, der sich mit so bittern Vorwürfen der Mitschuld an des alten Sprachlehrers traurigem Ende anklagte.

So kam es, daß Hagen die Suspendirung des Freundes nicht aus dessen eigenem Munde erfuhr.

Der Advokat hatte geendet und frug nun den gedankenvoll dasitzenden Hagen:

„Was sagen Sie zu einer solchen Willkühr, zu einer solchen Anklage — Oppermann einen Irrlehrer zu nennen?“

Um des jungen Gelehrten Lippen spielte ein trübes Lächeln. „Es ist die alte Geschichte,“ murmelte er, mehr für sich als zum Advokaten gewendet, „sie spielt schon seit zwei tausend Jahren; nur immer in neuer Wandelung. „„Er läugnete die Götter, und verführte die Jugend““ — sagt Xenophon von der Beschuldigung, die man gegen Sokrates erhob.“

„Aber die rechtliche Seite des Vorganges,“ fuhr der Advokat erregt fort, „diese gesetzwidrige Inspection. Und sagte ich Ihnen nicht gestern bei Möhring, zwischen dem Schulrathe und dem Bürgermeister werde etwas ausgebrütet? Da sehen Sie

das Hühnchen, das aus dem Ei gekrochen. Ich werde dem Herrn Bürgermeister heute Nachmittag in der Sitzung meine Meinung so sagen, wie er sie noch nicht gehört; er muß Oppermann wieder persönlich in die Klasse einführen."

Hagen zuckte die Achseln.

„Lassen Sie uns ihn zuvörderst aufsuchen und trösten," sagte er dann, „denn er wird dessen bedürfen. Er ist ein trefflicher Mensch, wie es deren nicht Viele giebt. Glauben Sie, daß er mir nur ein Wort von dem Vorfalle gesagt? Er sah meinen Schmerz über den alten Professor und wollte diesen nicht vermehren."

„Gerne begleitete ich Sie," sprach Karsten, „wenn ich nicht noch einen Termin abzuwarten hätte. Auf alle Fälle treffen wir uns heute Abend. Apropos, da fällt mir ein: Haben Sie sich nun hinsichtlich unseres Antrages wegen der Candidatur entschieden?"

„Ich habe es," sprach Hagen.

„Und?" frug Karsten erwartungsvoll.

„Ich nehme sie an."

„Das ist brav und männlich, Herr Doctor," sprach der Advokat mit leuchtendem Blicke und schüt-

telte Hagen die Hand, „offen gestanden, ich erwartete keinen andern Entschluß von Ihnen."

„Loben Sie ihn nicht zu sehr," sprach Hagen ernst und mit einem trüben Lächeln, „vielleicht ist er erst durch die unglücklichen Vorfälle zur Reife gediehen." —

„Wie dem auch sei," sprach der Advokat, ihm die Hand zum Abschiede gebend, „Sie sind der Unserige und das ist genug. Werden Sie heute Nachmittag der Gemeinderathssitzung beiwohnen?"

„Auf jeden Fall," sagte Hagen, „und dann kommen Sie heute Abend zu mir, bringen Sie den Hauptmann mit."

Sie trennten sich.

Oppermann war nicht mehr in Hagens Wohnung. Auch in der eignen Wohnung war er nicht zu finden. Doch sagte seine alte Wirthin, daß er sehr erregt gegen 10 Uhr nach Hause gekommen, sich umgekleidet, seinen Burnus umgehängt und ihr den Schlüssel zu seinem Zimmer mit den Worten eingehändigt, sie solle sich, wenn er etwas länger ausbliebe, keine Besorgnisse machen.

Gerade diese Versicherung fiel Hagen schwer aufs Herz.

„Wollen Sie mir nicht die Stube meines Freundes öffnen?" bat er, in der Hoffnung, vielleicht einige schriftliche Worte von Oppermann vorzufinden.

Die alte Frau schloß das kleine Zimmer auf, in dem der Candidat wohnte.

Nichts Ungewöhnliches zeigte sich Hagens Blikken. Auf dem Tische stand noch die Kaffeemaschine, daneben lagen seine Schulbücher von heute morgen, an den Wänden hing der alte kattune, dintenbespritzte Schlafrock, auf dem Bücherbrete standen wohlgeordnet die Folianten und andere Bücher, und neben der Kaffeetasse lag noch ein offenes Heft, in welchem der junge Lehrer gelesen. Hagen nahm es gedankenvoll in die Hand. Es war ein altes Collegienheft. Er las das Titelblatt:

Protestantische Kirchengeschichte
vom Beginne der Reformation bis zur Convention
von Kloster Berg,
vorgetragen vom Prof. Wiener,
nachgeschrieben von
Friedrich Oppermann,
Leipzig, Sommersemester stud. theol.
von Ostern 1842 —
Michaelis 1842.

Der Anblick des alten Collegienheftes rief wehmüthige Erinnerungen in ihm wach, die in diesem Augenblicke bedeutungsvoll an ihn heran traten. Hagen war eins jener echt deutschen Gemüther, wie man sie unter den Männern der Wissenschaft und Literatur in unserm Vaterlande findet, bei denen die Erinnerungen an die Universitätsjahre, zugleich die Erinnerungen an die schönste Zeit des Lebens bedeuten, Erinnerungen, die im reifen Mannesalter, wenn Jahre und ernste Lebensfragen ihren Glanz abgeblaßt und gebleicht haben, das Herz noch einmal in rascheren Schlägen klopfen und das Blut in lebendigerer Strömung durch die Adern laufen lassen.

Wohl denen, welchen diese Gabe der Erinnerung in solcher Weise verliehen! Ist sie doch oft das Einzige, was Vielen als die Frucht jener Zeit jugendlichen Strebens wird.

Mit welchen stolzen, muthigen Hoffnungen drückt so mancher junge Student die bunte Mütze auf das Haupt, schlingt er das farbige Band um die Brust! Er beneidet weder den General mit wallendem Federbusche, noch den Minister mit dem rothen Bändchen im Knopfloche; er kann Alles dies auch erreichen,

Minister und vielleicht Feldmarschall werden! Es wäre nicht das erste Mal, daß Einer das corpus juris mit der Klinge vertauscht, und daß aus einem schlechten Bibelhusaren ein tüchtiger Reiter-General geworden wäre.

Und wie wenige dieser stolzen Hoffnungen werden erfüllt! Betrachtet sie einmal, diese großen Auditorien mit ihren jugendlichen Zuhörern, die an den Quellen der Weisheit sitzen und aus ihnen schöpfen, um einst als Schützer und Pfleger des Rechts, Diener des Worts und Priester des Aesculaps im Staate zu wirken! Laßt Euch von ihnen ihre hochfliegenden Pläne, ihre Ideen künftigen Strebens erzählen und dann sucht sie nach fünfzehn Jahren wieder auf, die ehemaligen Hörer der Pandecten, der Kirchengeschichte oder Pathologie?

Nicht von den Verwüstungen spreche ich, die der Tod unter ihnen angerichtet, dem ist der Mensch auf dem Throne, wie in der Bettlerhütte unterworfen, sondern von jenen Verwüstungen, welche die nüchtere Wirklichkeit in den Geistern und Leibern jener strebenden Jugend angerichtet! Der dort, der sich einst, wie Cicero auf dem Capitole sprechend wähnte, als moderner Solon eine neue

der Gesetzgebung begründen zu können glaubte, sitzt mit eingesunkener Brust, bleichen Wangen und dünnem Haare, als erster Actuarius beim Landgerichte hinter dem Actentische und formulirt einen Bescheid in Sachen der Dienstmagd Friederike Müller contra den Schneidergesellen Franz Kresse, verweigerte Alimentenzahlung betreffend. Aus dem modernen Solon ist ein bescheidener Landgerichtsactuar geworden, welcher den Töchtern der Frau Räthin den Shwal trägt und ihnen den Hof macht; aus dem Cicero, der gegen die Verschwörer und Tyrannen declamirte, ein wegen politischer Vergehen suspendirter Advokat. Der Andere, dem die großen theologischen Vorbilder aus der Zeit der Kirchenverbesserung vorschwebten, oder der zu wenigstens ein ebenso berühmter Theologe, wie Schleiermacher, oder ein gefeierter Kanzelredner, wie Bischof Dräsecke, werden wollte, quält sich, noch in seinem vierzigsten Jahre, als Collaborator des geistlichen Ministeriums in Frühpredigten, und als Hülfslehrer an der untersten Bürgerschulenklasse ab, oder brütet auf seiner kleinen Landpfarre über die Wandlungen des Schicksals, während sein ehemaliger Stubenbursche, der Mediciner, in der benachbarten Stadt, als städtischer Armendoctor angestellt wird, und sich

dabei noch glücklich schätzt, daß unter den zehn Aspiranten die Wahl ihn getroffen hat.

Wenn Ihr das hättet ahnen können, als Ihr an so manchen schwülen Sommer-Nachmittagen im dumpfen Colleg saßet, und Euch an Civilprozeß, Exegese und Neurologie erbautet, den Staffeln auf der zukünftigen Leiter Eures Ruhms!

Wenn Ihr das hättet ahnen können, als Ihr in langen, kalten Winternächten Euch für das Examen vorbereitetet, und bis zum grauenden Morgen bei der grünen Schirmlampe saßet, bis Ihr endlich, den müden Kopf auf das Collegienheft gestützt, einschlieft, von Ehren und Würden der Zukunft träumend! Solche Gedanken überkamen Hagen bei der Betrachtung des alten Heftes, das ihm die Tage von Jena und Leipzig — zurück in die Erinnerung führte!

Er sah aber nicht nur jene Tage ernsten Strebens, auch ihre heitern Bilder stiegen mit frischen Farben vor ihm auf. Wie funkelten in magischem Glanze die Namen: Wöllnitz, Lichtenhein, Ziegenhain, Rasenmühle, Rose, Burgkeller, wie winkten ihm Gohlis, Stötteritz, Schleusig mit seinem Akaziengarten, wo er das erste Mal auf der Mensur stand einem Corpsburschen aus Heidelberg gegenüber, der

in Leipzig einige Gastrollen geben wollte. In Auerbachs Keller touchirte ihn der Corpsbursche, und am andern Tage gingen sie im Akaziengarten los, ohne Binden und Bandagen, und mit abgetretenen Secundanten. Er paukte famos, der Heidelberger, und besonders gut schlug er eine fatale Hackenquarte, die Hagen's Nase mehrmals in Gefahr brachte, aber gerade sie wurde sein Verderben; als er sie zum vierten oder fünften Male anbrachte, fing sie Hagen ab, und schlug so rasch Terz nach, daß der Corpsbursche abgeführt werden mußte. . . .

Wie menschenfreundlich half er dann beim Einfädeln der Nadeln, mit denen der Paukdoktor des unglücklichen Gastrollengebers Gesichtshälfte zusammen heftete, und mit welchem herzlichen Händedrucke hatte er von dem Heidelberger Abschied genommen! Vierzehn Tage später stand er wieder auf der Mensur, in demselben Akaziengarten, mit einem Leipziger Corpsburschen. Wie es so geht — heute mir, morgen dir, dies Mal wurde Hagen abgeführt, und die schmale Narbe, die sich vom linken Ohr bis fast in die Mitte der Wange zog, sollte ihm ein lebenslängliches Andenken an den Tag sein, — da pochte es an der Thür: Sie öffnete sich, und herein trat

eine junge Dame in eleganter Kleidung. Hagen erhob sich. Eine Ahnung sagte ihm, daß es die Geliebte seines Freundes sei. Er täuschte sich nicht. Es war Marie.

Sie war blaß, blaß wie eine Lilie, aber ihre tiefblauen Augen flammten und blitzten.

„Ich brauche wohl kaum erst zu fragen, wer Sie sind, mein Herr,“ begann sie nach der raschen gegenseitigen Begrüßung, und stützte sich mit der Hand auf die Lehne eines Stuhles, „Ihr Anwesenheit an diesem Orte sagt mir, daß Sie Friedrichs Freund sind.“

„Der bin ich, Fräulein,“ sprach Hagen bewegt, „mein Name ist Hagen.“

„Ich kenne Ihren Namen. Friedrich erzählte oft von Ihnen. Und als Friedrichs Freund werden Sie auch wissen, wer ich bin.“

Hagen antwortete durch eine stumme Verbeugung.

„Sie begreifen also den Grund meines Hierseins und die Berechtigung meiner Frage: ist es wahr, daß man Friedrich von seinem Lehramte suspendirt?“

„Leider ist es wahr, mein Fräulein,“ antwortete Hagen mit bewegter Stimme. Das junge Mädchen erbleichte noch tiefer, doch im nächsten Augen-

blicke schoß eine dunkle Zornesröthe über ihre schöne, weiße Stirn. . .

„Und ist es wahr, mein Herr, daß mein Onkel bei dieser Suspension betheiligt?“ frug das Mädchen in fast drohendem Tone, daß Hagen einen Augenblick unschlüssig und überlegend schwieg, bevor er antwortete.

„Antworten Sie mir, Herr Doktor, bei Ihrer Mannesehre verlange ich es, sagen Sie mir wahr und offen: ist mein Onkel, der Bürgermeister, bei Friedrichs Dienstentlassung irgendwie betheiligt?“

„Einer solchen Aufforderung gegenüber kann ich nicht schweigen. Ja, mein Fräulein, er ist es. In welchem Grade zwar, das kann ich Ihnen nicht sagen, da ich die traurige Begebenheit aus dem Munde eines Dritten erfuhr.“

„Also doch,“ murmelte das Mädchen und ballte krampfhaft den abgezogenen Glaçehandschuh in ihrer kleinen Hand, als könne sie damit die Widersacher ihres Geliebten mit einem Druck zermalmen. „Wo ist Friedrich jetzt?“ fuhr Marie fort.

Hagen zuckte mit den Achseln.

„Er kam diesen Morgen gegen neun Uhr zu

mir. . Wir sprachen über das traurige Ende des alten Dubois, durch das er sehr ergriffen war."

Marie drückte ihr Taschentuch vor die Augen. „Er hat ein so sanftes, edles Herz, mein Friedrich," flüsterte sie wehmüthig, das so warm für die Menschheit schlägt und oft hat er mir mit feuchten Augen von des Mannes Noth erzählt und von dem Kummer, den er empfinde, weil er ihm nicht helfen könne. . . Und diese reine, gute Seele vermochten sie so zu kränken, ihn schimpflich, wie einen Schuldbefleckten, von seinem Amte zu jagen. O, wenn Sie wüßten, wie er die Kinder liebte, wie er mit vollem Herzen, mit ganzer Seele an seinem Berufe und diesen jungen Wesen hing, und nun ihn so abscheulich, schmachvoll zu behandeln, ihn fort zu schicken, wie einen Miethling, der seine Pflicht vernachlässigt, o! es ist schändlich, empörend. Aber er soll es mir büßen," setzte sie leise und mit jenem drohend entschlossenen Ausdrucke, der Hagen schon einmal frappirt, hinzu. . .

Und haben Sie keine Vermuthung, wo Friedrich jetzt sein könnte?" frug sie denn nach einer kleinen Pause, indem sie sich von dem Stuhle erhob, und ihren Shwal fester um ihre Schultern zog.

„Vielleicht ist er hinaus ins Freie gegangen, um sich etwas Ruhe und Sammlung zu suchen, die er in Mitten des lärmenden Getöses der Stadt nicht finden kann. . .“

„Darf ich noch eine Bitte thun?“ sprach Marie, sich zum Gehen wendend.

„Wenn ich sie erfüllen kann, mein Fräulein...“

„Ich muß Friedrich noch heute sprechen,“ fuhr sie in jenem ihr eigen bestimmten Tone fort, „wollen Sie ihm sagen, daß ich ihn heute Nachmittag Punkt zwei Uhr im Schweizerpavillon erwarte. Sie kennen doch das Kaffeehaus, es liegt am Eingang des Parks?“

Hagen verbeugte sich.

„Und wenn ich ihn bis dahin noch nicht getroffen, wenn er noch nicht zurückgekehrt sein sollte..?“ frug er.

„So erwarte ich Sie,“ entgegnete Marie, indem sie Hagen grüßte, und dann das Zimmer verließ.

Hagen blickte ihr sinnend nach.

„Das ist also das Ideal seines Herzens, das Weib seiner Sehnsucht und Träume,“ dachte er.

„Nun führwahr schön ist sie, schön wie der junge Tag. Diese Grazie der Gestalt, der Bewegung, diese feinen Züge, dieses sprechende, kluge Auge, diese herrlich-blonden Haare. . . Ob er glücklich mit ihr sein wird? Mir däucht, als wären unsere Frauen in den letzten zehn Jahren zum Theil ein ganz andres Geschlecht geworden. Himmel! Wenn ich die Mimili's der zwanziger Jahre, wie sie der edle Clauren schildert, mit dieser Marie, mit Optativa, mit Frau von Stern vergleiche! Diese Entschlossenheit und Bestimmtheit in Ton und Zügen, diese Energie des Willens. Armer August Lafontaine, wenn Du heut zu Tage Deine sentimentalen Frauencharaktere, die vor lauter Empfindung und Gefühlen nicht zum Worte und zur That kommen können, suchen solltest, süßer Clauren, wenn Du jetzt ein Prototyp für Deine schmachtenden, für jeden interessant-blassen, selbst Heupferd- artig dummen Cavalier schwärmenden, holden „Dingerchen's" aufstöbern solltest. . . Ihr könnt des Diogenes Laterne anzünden und Jahre lang vergeblich suchen!

Fehlt Euch ein Jean Paul, Ihr Frauen der Neuzeit, oder habt Ihr erkannt, daß wir in dieser eckigen rauhen Welt uns nicht mit der zarten, zer-

brechlichen Eierschaale der Sentimentalität, sondern mit einem solid gearbeiteten, wasserdichten Regenmantel, an welchem die thränenfeuchten Gefühlsemotionen herabgleiten, ohne uns die Haut naß zu machen, durch's Gedränge Bahn brechen müssen?..

Gut für die Männer, noch besser für Euch! Jedenfalls wird die ewige Klage aufhören, daß Ihr nicht Euer eigenes Geschick bestimmen könntet. Im praktischen Regenmantel werdet Ihr Euch viel sicherer fühlen, als in der zarten Eierschaale, werdet weniger sentimentalisiren, aber desto mehr denken, und auf eigne Rechnung und Gefahr Euren Lebensweg wandeln. Die Hauptsache für die Männer ist nur, daß sie sich erst in die veränderte Situation hineinleben und hineingewöhnen. Bis jetzt wissen sie immer nicht, wie sie sich diesen resoluten, weltgewandten, gedankenschnellen, und thatkräftigen Frauenköpfchen gegenüber benehmen sollen. Freilich, freilich," brummte Hagen, „ich für meine Person komme eben aus dem Morgenlande, wo man die Weiber nicht einmal als sentimentale Geschöpfe, sondern als noch etwas viel Niedrigeres betrachtet. . . Mit der Zeit werde ich mich schon hineinfinden. Im Grunde genommen

ist mir die Wandelung lieb, denn streicht unsern Frauen erst der lauwarme Gefühlswind nicht mehr so um die Nase, dann wird's in vielen Dingen besser."

So reflectirte Hagen, die Außenwelt ganz vergessend, an die er erst wieder durch ein Hüsteln der alten Wirthin erinnert wurde.

Er sagte der alten Frau Adieu, indem er ihr dabei auftrug, Oppermann, sobald er nach Hause komme, zu sagen, daß er zu ihm in die drei Zeisige kommen möge....

Er ging nach seinen Gasthof. Nachdem er mehrere Briefe geschrieben, an seinem Reisebericht gearbeitet und andere Papiere geordnet, ging er hinunter zum Mittagstische.

Es war ein Uhr vorüber, und die Frankfurter Postkutsche war in dem Augenblicke in die Thorfahrt des gegenüber liegenden Postgebäudes eingefahren.

Hagen hatte kaum ein paar Löffel gegessen, als ein Briefträger drüben aus dem Postgebäude eilig herausschoß, über die Straßeschnellte und, ins Gastzimmer tretend, ihm einen Expreß-Brief, der mit der angekommenen Post eingelaufen, überbrachte. Er

erkannte sofort Oppermanns Handschrift. Hastig erbrach er den Brief, der von der nächsten, drei Stunden entfernten Poststation Rothenstein datirt war, und las:

„Mein lieber Heinrich, alter treuer Freund!

Zürnst Du mir, daß ich Dir, treue Seele, das heute Morgen verschwieg, was Du nur zu bald doch erfahren haben wirst. Aber ich konnte es nicht über's Herz bringen, Deinen Schmerz um den alten Dubois noch durch die Mittheilung meiner Noth zu vermehren.

Ich kenne Dich Heinrich, ich weiß, wie Dir Dir Deiner Freunde Sorgen und Bedrängnisse eben so schwer auf dem Herzen liegen, wie die Deinigen und wollte nicht noch den Ballast von Betrübniß, unter welchem Dein Gemüth leidet, vermehren. . . Deshalb ging ich ohne Abschied fort. Jetzt, da Du die Unglücksmähr aus drittem Munde gehört haben wirst, ist es mir leichter, darüber mit Dir zu sprechen. Was soll ich dazu sagen? Ich bin eben nicht auf dem Wege der Umkehr, den der Herr Schulrath Mantius, der alles vermögende Mann unseres Landes, als den einzigen Pfad zum Tempel des Heils betrachtet, und muß deshalb einen andern Weg

einschlagen, auf dem ich mein Fortkommen in der Welt suche. Der Zufall führte mir, nach Deinem Weggange heute früh, das Frankfurter Journal in die Hände, in dem ich ein Inserat fand, das mir als ein Fingerzeig von oben erschien.

Eine Verlagsbuchhandlung suchte einen wissenschaftlich gebildeten Mann als Mitredacteur einer Zeitschrift mit unterhaltend-belehrender Tendenz.

Das weckte mich aus meiner Apathie. Ich erblickte darin einen Wink der Vorsehung. Mein Lebensberuf ist der eines Lehrers — ob ich nun durch das lebendige Wort innerhalb der Wände meines Schulzimmers, oder durch das geschriebene Wort unterrichte. . . . Die Aufgabe: dem Volke Licht und Aufklärung, so viel als in meinen Kräften, mitzutheilen, bleibt dieselbe. Ich ging auf die Post, und ließ mich nach Frankfurt am Main einschreiben. Die betreffende Verlagshandlung verlangt, daß sich die Bewerber wo möglich persönlich vorstellen sollen.

Wenige Minuten später ging es hinaus auf die Straße nach dem Main. . . Hier in Rothenstein ist eine Anhalte-Station und ich benutzte die Gele-

genheit, um Dich zu beruhigen und Dir diese Zeilen zu senden.

Seid unbesorgt um mich, in acht Tagen hoffe ich wieder bei Euch zu sein. Und nun noch eins: Tröste sie und beruhige sie über die Zukunft. Marie hat ein muthiges, edelstolzes Herz, sie wird den Schmerz der jetzigen nothwendigen Trennung mit Ruhe und Würde tragen. Ich selbst bin — nachdem die erste Herbheit und Bitterkeit vorüber — so weit ruhig. Vielleicht trägt die rasche Ausführung des schnell gefaßten Entschlusses das Ihrige dazu bei. Sprich, was sollte ich Anderes thun? Dort vielleicht wochen-, monatelang, verzehrt von innerer, quälender Unruhe, auf eine Entscheidung des Kirchen- und Schulcollegiums warten? Dabei wäre ich zu Grunde gegangen.

Glaube mir Heinrich! die Worte, die Du in den letzten Tagen zu mir gesprochen von Muth und Energie sind auf einen empfänglichen Boden gefallen. Was hilft das fruchtlose Träumen. Wir leben in einer Welt, wo dem unthätigen Träumer die Wogen über dem Haupte zusammenschlagen.

Nun Gott befohlen! Grüße tausendmal meine

Marie, die Freunde, besonders Karsten und Berg, auch den wackern Möhring vergiß nicht. Bis auf baldiges Wiedersehen

Dein

Friedrich.

Rothenstein, Mittag 11½ Uhr.

Dieser Brief verscheuchte alle Besorgnisse Hagens und er empfand — das erste mal seit heute Morgen — eine gewisse innere Beruhigung, die seiner bewegten, aufgeregten Seele wohlthat.

Er ging hinaus nach dem Schweizerpavillon. Das Wetter hatte sich aufgeklärt, und von dem reinen, blauen Herbsthimmel schien die goldne Sonne durch die klare Luft herab, und goß ihr heiteres, mildes Licht über die braunen Felder, die grünen Waldbäume, den funkelnden, blitzenden Fluß, der sich am Eingange des Thalkessels wie ein breiter Silberfaden zwischen den Bergen hinzog. Hagen athmete diese milde, frische Luft der theuern Heimath mit Entzücken. Wie sog er sie mit inniger Lust in seine Brust, und ließ sich von ihr Stirn und Wangen fächeln. Man mußte, wie er, den Gluthauch der Wüsten, diesen versengenden Odem über

das Haupt haben dahin streichen lassen, man mußte unter den feurigen Strahlen der tropischen Sonne gewandert sein, wußte die trockne, mit Staub und Sand erfüllte Wüstenluft der Sahara geathmet haben, um das Entzücken zu begreifen, die Wonne zu ahnen, die ihn erfaßte, als er die kühle, erquickende, deutsche Waldesluft mit tiefen Zügen trank, als ihm die milde, sonnige, vielfarbige, deutsche Herbstnatur entgegenlachte! Welche Farbenpracht dort drüben an den mit Laubgehölz bedeckten Hügeln! Braun, roth, grün, gelb, alle Schattirungen zeigten die Baumkronen, und hoch darüber wölbte sich der blaue, reine Herbsthimmel! An den rothen Sandsteinfelsen wuchsen Brombeerbüsche, zwei klare Bäche rieselten vom Gestein herunter. Waldvögel, Drossel und Specht lustige Finken und der bunt gefiederte Nußhäher schwebten über den Baumgipfeln und ließen aus verborgenen Winkeln der schattigen Waldesnacht ihren Schlag ertönen. Dort floh ein scheuer Hase über die Felder, die sich am Fuße der Waldberge hinzogen, und oben an der grünen, grasreichen Berghalde, wo Eichen und Buchen ihre Schatten auf die Moos-Matten warfen, stand ein Rehbock und lugte mit

scheuem Blicke hinunter in die Tiefe, um dann rasch zwischen Gebüsch uud Gestrüpp zu verschwinden.

„O, ich schenke Euch alle Palmenwälder und Farbenpracht der Tropen, für so ein Stückchen deutsches Berg- und Thalland!“ rief Hagen im frohen Selbstvergessen und schrak erröthend zusammen, als ihm — inmitten des breiten Baumganges — Fräulein Marie entgegentrat.

„Verzeihung, mein Fräulein,“ bat er, den Hut zur Begrüßung ziehend, „aber es giebt zuweilen Augenblicke, wo der Mensch seiner Empfindung Luft machen muß, selbst auf die Gefahr hin, daß ihn Vorübergehende für nicht ganz gesund hier,“ er deutete lächelnd anf seine Stirn, „halten. Sie werden mir indessen, wenn Sie der Ausbruch meiner Gefühle erschreckt, verzeihen, sobald Sie diesen Brief hier gelesen.“

„Von Friedrich!“ rief die junge Dame, die Handschrift des Geliebten erkennend, und durchflog die Zeilen mit eiligem Blicke.

„Gott sei Dank!“ sprach sie, als sie gelesen, den Brief mit lebhaftem Ausdrucke zusammenfaltend, „er hat sich selbst nicht aufgegeben, so ist noch Nichts

verloren. O, ich danke Ihnen sehr, recht sehr, mein Herr!"

Hagen reichte dem Mädchen die Hand, und blickte sie mit einem Blicke aufrichtiger Bewunderung an.

„Lassen Sie mich Ihnen die Hand drücken, mein Fräulein," sprach er, lebhaft bewegt, „und möge Ihnen dieser Druck sagen, wie ich Sie schätze und verehre. Ich fürchtete für Friedrich. Aber an Ihrer Seite, unterstützt von einem so muthigen Herzen, wird er sich, trotz aller Stürme des Lebens, aufrecht erhalten."

Marie erwiderte den Händedruck des jungen Mannes lebhaft und innig.

„Sie sind der Freund meines Friedrich," sprach sie, „und so auch der meinige. Friedrich hat mir oft von Ihnen erzählt und oft habe ich Ihren Muth, mit dem Sie sich im Interesse der Wissenschaft Gefahren aussetzten, bewundert. Ich liebe die tapfern, muthigen Männerherzen, und deshalb freute ich mich stets, wenn mir Friedrich von Ihnen erzählte. Auch Friedrichs Herz ist ein tapferes, auch er kämpfte muthig für die großen und erhabenen Ideen des Vaterlandes und der Freiheit. Damals lernte ich ihn, noch ein vierzehnjähriges Mädchen, kennen.

Später führte uns der Zufall zusammen und lernte mich ihn auch lieben. Sie blicken mich erstaunt und verwundert an?

Ich glaube es, es wird Ihnen Manches wunderlich und neu in meinem Wesen erscheinen. Aber halten Sie mich deshalb nicht für eine Exaltirte, oder eine jener Emanzipirten, die Ihrem Geschlechte in der Toilette und sonstigen Aeußerlichkeiten nachäffen. Ich weiß, daß ich ein Weib bin und will ein Weib bleiben. Aber ich hasse und verabscheue nur die Feigheit meines Geschlechts, die energielose Sentimentalität und vor Allem jene feige Schwäche, die die Frauen als Gattinnen, Mütter, Bräute, nur zu oft dadurch zeigen, daß sie die Männer von Allem zurückhalten, wo Gefahr droht, selbst vom Kampfe für die heiligsten Güter. Ich will keinen Mann, der sich mit der Entschuldigung: ich bin Gatte und Familienvater, von den gefahrdrohenden Kämpfen, die unsere Zeit bewegen, in den sichern Ofenwinkel zurückzieht, ich will, daß das Herz, das mir gehört, ein muthiges, tapferes Herz sein soll, das sich, wenn es gilt, selbst zum Opfer darbringen kann.

Und nun, Adieu, mein Herr, meinen besten Dank. Ich hoffe, wir sehen uns bald wieder.“ Sie grüßte

und ging. Stumm und gedankenvoll blickte ihr Hagen nach und ging sinnend nach der Stadt zurück.

Ende des zweiten Bandes.

Druck von Friedrich Andrä in Leipzig.

und ging. Stumm und gedankenvoll blickte ihr Hagen nach und ging sinnend nach der Stadt zurück.

Ende des zweiten Bandes.

Druck von Friedrich Andrä in Leipzig.